

H 496 1377

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

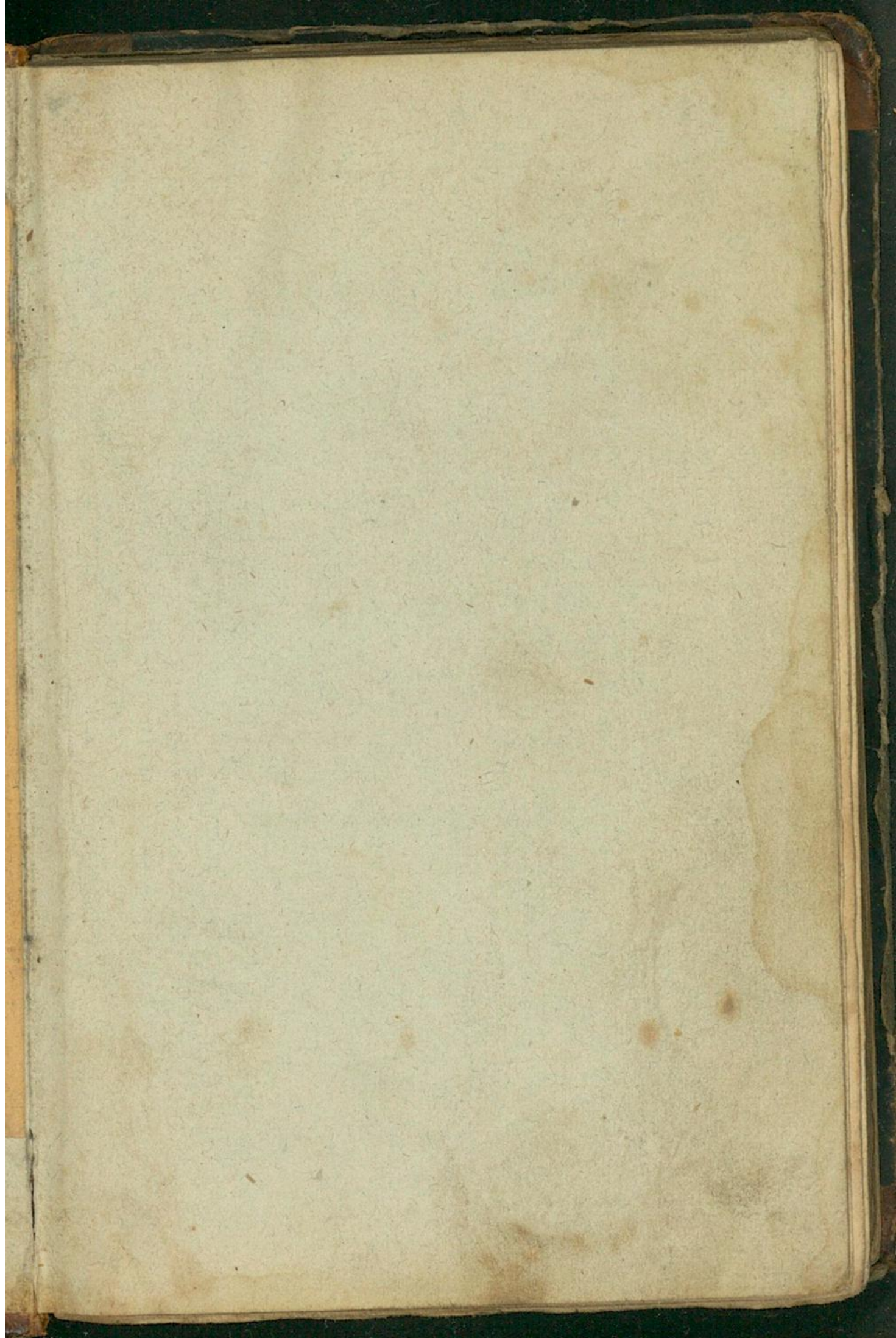
4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

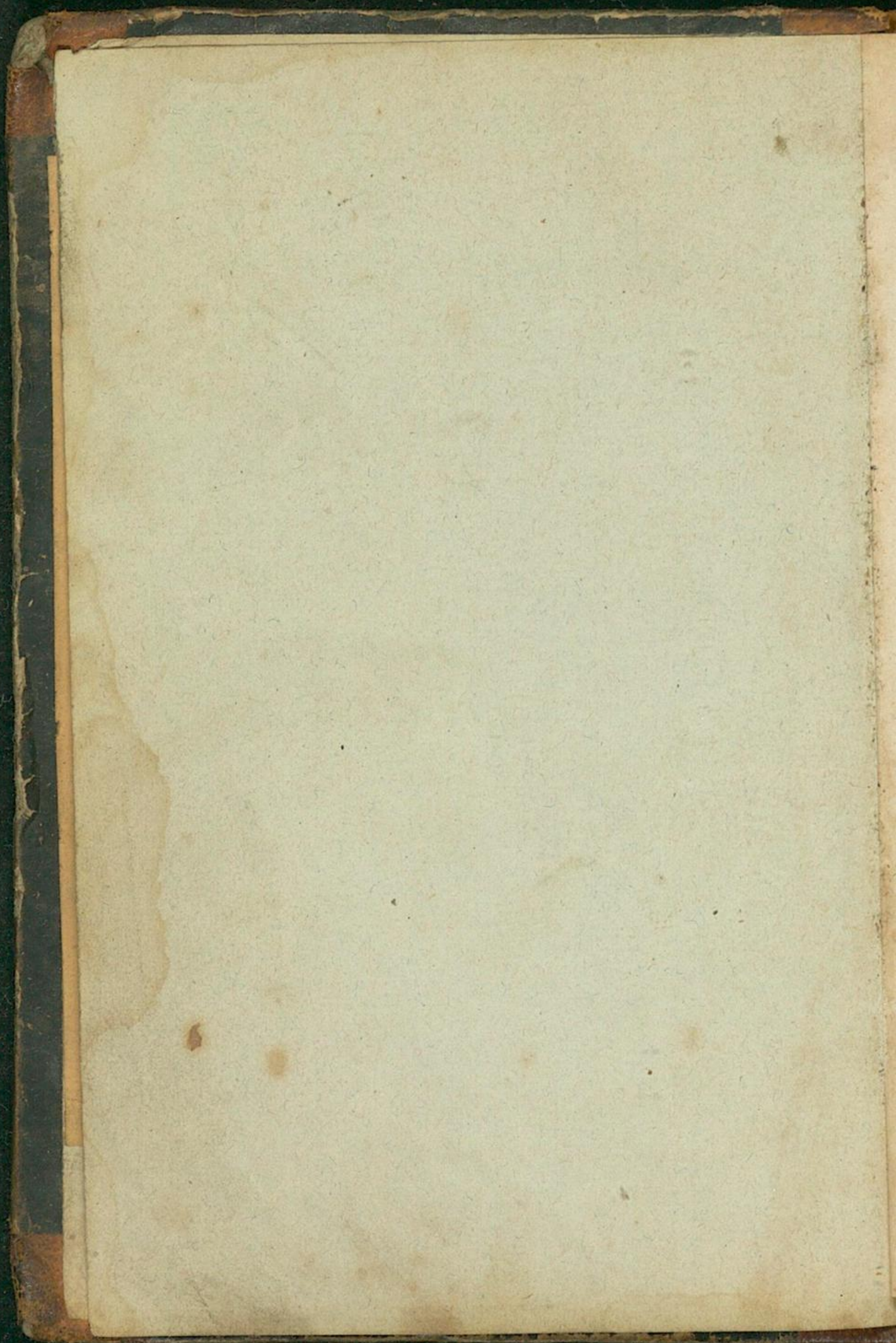
für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Wk. — Pf.	1 Wk. 50 Pf.	2 Wk. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern etc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche denselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.





Paul de Kock's

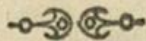
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Vierundsiebzigster Theil.



Stuttgart:

Scheible, Kieger & Sattler.

1845.

Paul de Rosta

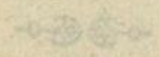
Pharmaceutische Formeln

deutsch bearbeitet

von

Herrn Friedrich Glöner

Stieranderechtigter Apotheker



Leipzig:

Verlag von Neuberger & Neuberger

1816.

Die Familie Gogo.

Von

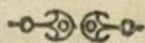
Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Erster Theil.



Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1845.

Die Familie Gage.

von

Hans de Kock.

Seitlich bearbeitet



Gelesen

Gelesen

Gelesen, Herr v. Sallée

1815

I.

Der Forst von Fontainebleau. Eine Gesellschaft.

Kennt ihr den Forst von Fontainebleau? Wahrscheinlich, zumal wenn ihr aus Paris seid. Die Franzosen und hauptsächlich die Pariser, welche im Allgemeinen keine große Touristen sind (vielleicht, weil sie mit Recht nirgends anderswo so viel Vergnügen erwarten als daheim), die Pariser, sage ich, reisen wenig; sie fühlen nicht, gleich den Briten und Deutschen, das Bedürfnis, die Reise um die Welt zu machen, um Geist und Sitten der civilisirten Nationen zu studiren; sie suchen nicht gleich den Spaniern neue Länder und Völker zu entdecken und haben nicht gleich den Russen die Gewohnheit, sich Jahre lang in der Fremde aufzuhalten; kurz, sie finden ihr Land schön genug, ihren Boden fruchtbar genug, ihre Frauen reizend genug, ihre Küche gut genug, um damit zufrieden sein zu können. Es ist auch erwiesen, daß sie recht haben, da man weit öfter zu ihnen kommt, als sie zu Andern gehen.

Indessen gibt es zwei Dinge, welche gesehen zu haben dem Pariser von großer Wichtigkeit sind, da er sonst für zu unwissend gehalten wird. Diese beiden sind: das Meer und der Forst von Fontainebleau.

Das Meer hauptsächlich; man muß diesen prachtvollen Anblick genossen haben, denn man muß Abends in einer Gesellschaft von Freunden, von Nachbarn, in seinem Ladenstübchen oder beim Kamine, während man sich die Baden wärmt (wenn man welche hat), im Stande sein, von dem Eindruck sprechen zu können, den der Anblick des Oceans auf Einen gemacht hat, muß die Wogen, die Ebbe und die Fluth gesehen haben, an der Küste hin und her auf dem Uferkiesel spazieren gegangen sein (welches, wenn man nicht daran gewöhnt ist, den Füßen sehr wehe thut) und da und dort einige oft sehr häßliche Muscheln aufgelesen haben, die man mitgebracht hat und voll Stolz zeigt mit den Worten: „Ich habe sie selbst an der Meeresküste aufgelesen.“ Wenn man dann gar einen Sturm gesehen hat und Zeuge dieses entsetzlichen und zugleich schönen Schauspielers war, welches die empörten Wogen darbieten, so hat man noch weit mehr zu erzählen, und wenn man endlich den Vorzug hat, bei so gefährlicher Bitterung auf der See gewesen, während einer kleinen Spazierfahrt längs der Küste hin von den Wellen gewiegt, geschaukelt und gepeitscht worden zu sein... o, dann wird man eine wichtige Person! die Nachbarn und Bekannten hören mit achtungsvoller Miene auf die Erzählung eures Uebelbefindens und dessen Folgen. Ihr seid für sie ein Cook, ein Vaperouse, ein Christoph Columbus. Es gibt sogar darunter, die keine Austern mehr essen wollen, ohne euch um Rath zu fragen... Bedenkt, welches Glück!...

Dann muß man einen Wald kennen; einen wirklichen, großen, tiefen, dichten, finstern Wald; einen jener Wälder, worin man sich zu verirren fürchtet. Wenn man sich nicht darin zu verirren fürchtet, so hat man keinen rechten Wald gesehen. Da nun der Fontainebleauer Wald einer der schönsten ist, die sich in der Nähe von Paris befinden, so geht die Absicht der Bewohner der Hauptstadt dahin. Das ist die kleine Reise, die man machen oder gemacht haben will... Havre und der Forst von Fontainebleau! Wenn die Pariser so weit gekommen sind, glauben sie, daß sie ihre Reisen weit genug ausgedehnt haben und fragen sich, was es wohl Schöneres und Merkwürdigeres zu sehen geben möge, als das Meer und einen finstern Wald mit hundertjährigen Bäumen; einen Wald endlich, worin es wirkliche, schwarze, schroffe, drohende Felsen, seltene, wilde, buschige, medicinische und tödtliche Pflanzen und sogar ziemlich große Schlangen gibt, deren Biß zuweilen gefährlich ist. Ihr sehet, daß der Forst von Fontainebleau mit all' jenen kleinen Annehmlichkeiten versehen ist, die ein Reisender wünschen kann.

Ich spreche Nichts von Räubern, denn solche gibt es überall und in dieser Hinsicht braucht Paris das Ausland nicht zu beneiden.

Wenn nun die Reise nach Havre und Fontainebleau früher schon der entfernte Ausflug war, den sich die Pariser, welche für Touristen gelten wollten, erlaubten, so kann man sich denken, wie sehr es ihnen nun um die Erreichung dieses Wunsches — das Meer

und einen Wald zu sehen — zu thun ist, wo sie Eisenbahnen haben; jetzt, wo man in wenigen Stunden von einem Orte zu dem andern gebracht werden kann; wo man, nachdem man daheim an seinem häuslichen Herde gefrühstückt hat, in vier Stunden in Rouen ist, von wo aus man vermittelst des Dampfes alsbald nach Havre gelangt und sich, wenn man auf dieselbe Weise zurückkehrt, Abends wieder daheim in Paris an demselben Herde befindet, den man Morgens verlassen hat. Und nach Fontainebleau braucht man noch kürzere Zeit, obgleich die Eisenbahn noch nicht bis zum Walde führt.

Das alles ist bewunderungswürdig, beinahe zauberhaft, und Derjenige, welcher vor einem oder zwei Jahrhunderten diese Reise in wenigen Stunden zurückgelegt hätte, würde bestimmt für einen Zauberer erster Klasse gehalten worden sein; man hätte ihn vielleicht angeklagt, festgenommen, abgeurtheilt und verbrannt wie die Morhallin von Ancres, den Prediger Gaufridi zu Marseille, Johanna von Arc und viele Andere, welche einfach das Unglück hatten, zu früh gekommen und dem Geist und den Fähigkeiten ihrer Zeitgenossen voran zu sein.

Der Erste, der es begriff, wie viel sich mit dem Dampf bewirken lasse, der unglückliche Fulton, ward auch sehr schlecht für seine Entdeckung belohnt. Wir sehen in allen Dingen, daß die Erfinder keinen Vortheil aus ihren Wohlthaten ziehen: sic vos non obis... Virgil hat immer recht.

Also kennt ihr den Forst von Fontaineblau? Daran

ist gar nicht zu zweifeln. Aber habt ihr euch schon im Monat Juli, mitten im glühend heißen Sommer während der langen schwülen Tage darin ergangen?

Die Einen ziehen den Frühling mit seinem frischen Grün und seiner Kühle vor, Andere, besonders die Maler, bewundern einen Wald nur im Herbst, weil dann das Laubwerk mannigfaltiger ist und die gelb- und röthlichen Farben sich mit dem Dunkelgrün der Eichen und dem düstern Schwarz der Tannen vermischen. Jedes folge seinem Geschmack! Ich bewundere die Natur in ihrer ganzen Kraft, ich liebe beim Laubwerk weder die Kargheit des Frühlings noch das allmälige Welken des Herbstes; mir gefällt das saftige Grün der breiten schönen Blätter, die buschigen Aeste und das Moos, wenn es nicht mehr unter den Füßen kracht. Ei, was liegt mir an der Sonne Gluth!... im Walde ist es nie zu heiß.

Ach, wie schön sind dann diese unübersehbaren Alleen, die man in diesem herrlichen Walde für die Spaziergänger, welche sich nicht in das Dickicht wagen, eröffnet hat! Mit welchem Vergnügen ruht das Auge auf jenen majestätischen Bäumen, deren Stamm mit dichtem Moos bewachsen ist; der Rasen ladet euch zum sitzen ein und grüne, kunstlose Lauben versprechen euch heimliche, stille Orte. Der Anblick dieser kräftigen Natur muß nothwendig eure Einbildungskraft steigern.

Den Parisern, welche unter diesem dichten Laubwerk spazieren gehen, bietet der Wald tausend Reize dar; der Eine sieht ihn für einen entzückenden Ort

zum Lesen, Nachdenken, Arbeiten an; Dieser findet hübsche Plätzchen darin, um ungestört zu essen und zu trinken; Jener denkt, dort lasse es sich köstlich schlafen; Viele finden, es sei ein zur Liebe ladender Aufenthalt!... Jeder richtet sich mit Gedanken und Anschauung nach seinen Empfindungen; so geht es immer im Leben. Die Dinge werden nicht nach Dem, was sie wirklich sind, von uns beurtheilt, sondern nach der Art, wie wir sie vermöge unseres Alters, unserer Leidenschaften und unserer Stellung ansehen, begreifen und empfinden.

Eine Gesellschaft kam aus einem Wege, der nach Moret führt, heraus und lenkte in den Weg nach Fontainebleau ein. Diese Gesellschaft bestand aus fünf Personen, aus zwei Damen und drei Herren. Die Damen sitzen beide auf Eseln und die Herren gehen zu Fuße. Ein etwas geübtes Auge erkennt sogleich Einwohner von Paris in ihnen, welche den Wald von Fontainebleau besuchen.

Die eine dieser Damen, welche sieben = bis acht- undzwanzig Jahre alt zu sein scheint, ist groß und gut gewachsen. Ihrer Haltung, der man vielleicht etwas zu viel Nachlässigkeit und Ungeziertheit vorwerfen könnte, fehlte es deßhalb doch nicht an Reiz und Anmuth; überdieß ist diese Dame schön; sie ist eine echte Blondine oder, wenn es euch lieber ist, ein Frauenzimmer von entschiedener Haarfarbe; denn ihr sehet viele Leute, die man blond heißt, deren Haare aber in's Rothe oder Röthliche stehen oder einen braunen oder gelben Schein haben; dann gibt es auch

hellbraune, aschfarbige Schattirungen, die man noch unter die blonden rechnet; aber die Person, deren Bild wir entwerfen, hat jene schönen Haare, deren reine, ausgesprochene Farbe sie durchaus von den eben genannten unterscheidet.

Gewöhnlich hat ein eigentlich blondes Frauenzimmer eine sehr weiße Haut, hellblaue Augen, einen blassen oder rosigen Teint, schwache Augbrauen und ihr Lächeln sowohl als ihr Blick sind sanft und mild. Madame Mondigo hatte alles Dieses und dazu noch wunderschöne Zähne, die ihres etwas großen Mundes wegen häufig sichtbar waren. Sie war also eine recht schöne Frau und deshalb fand man auch noch Reiz in ihrem nachlässigen Gange, während, wenn sie häßlich gewesen wäre, man sicher gesagt hätte, sie halte sich entsetzlich schlecht und könne nicht einmal ordentlich gehen.

Die andere Dame war ungefähr von demselben Alter wie die Blondine; aber es war eine ganz andere Art von Frauenzimmer, obwohl hübsch oder vielmehr angenehm. Es war eine kleine, mit mäßiger Beieibtheit versehene Person, wodurch ihre Gestalt, die sich nicht gerade mit zwei Händen umspannen ließ (ein Vorzug, worauf die Männer weniger halten als die Damen glauben), nur noch mehr gehoben wurde; übrigens war ihre Taille hinlänglich ausgezeichnet, um alle benachbarten Formen hervortreten zu lassen. Beim Walzen hätte zum Beispiel ein Herr nicht zu fürchten gehabt, daß sie ihm unter den Händen zusammenbreche, er hätte nicht heimlich

geseufzt über die Qual, welche ihr das Athemholen verursachen müsse, was Einem leicht begegnet, wenn man mit einer jener Damen oder Fräulein tanzen und galopiren muß, deren Taille manchmal dünner ist als die einer Puppe. Statt ihre Körperschönheit zu bewundern, hat man Mitleid mit der Pein, welche sie in ihren Schnürleibern ausstehen müssen; und ein altes Lied sagt:

„Das Mitleid ist noch keine Liebe.“

Diese Dame schien also nicht in ihr Corset eingezwängt, man sah es ihrer Haltung an. Sie war beweglich, lebhaft, ungezwungen heiter und entsprach dem schelmischen, lächelnden Ausdruck ihrer Gesichtszüge — einer etwas gewölbten Stirne, braunen, nicht sehr großen Augen, einem kleinen Näschen, einem frischen, stets lieblichen Munde und dunkelbraunen Haaren — vollkommen; kurz, in ihrer Miene drückte sich eine Freundlichkeit und Lebhaftigkeit aus, die ihrem ganzen Wesen Reiz verliehen.

Dies war das Aeußere der Madame Marmodin, welche keinen Augenblick ruhig auf ihrem Esel bleiben konnte und ihn an Einem fort schlug, spornte und neckte, welches das arme Thier oft sehr mißlaunig machte; dann erlaubte es sich hinten auszuschiagen, machte Sprünge, that als ob es sich auf den Boden legen wollte, und das kleine Frauchen stieß oft mitten unter ihrem Gelächter einen gellenden Schrei aus, wodurch der Esel vollends betäubt und die Gesellschaft in Schrecken gesetzt wurde.

Herr Marmodin, der Gemahl der kleinen Dame, war ein Mann, welcher seine fünfundvierzig Jahre auf dem Rücken hatte. Er war groß, gelb und sehr mager, sein Gesicht eckig und seine Nase dreifach gebogen, weshalb natürlich die Spitze unterhalb einwärts ging und wodurch die Person eine außerordentliche Aehnlichkeit mit einem Raubvogel oder wenigstens mit einem Kernbeißer (die man in der Gegend von Paris häufig sieht) hatte. Runde, grünliche, von dicken Augbrauen beschattete Augen, dünne Lippen, ein eingekniffener Mund und sehr hervorragende Backenknochen machten zusammengenommen aus Herr Marmodin einen völlig häßlichen Menschen. Man konnte ihm allerdings etwas Ausgezeichnetes nicht absprechen, denn seine Häßlichkeit war so arg, daß sie nicht gewöhnlich war.

Herr Mondigo, der Gatte der hübschen Blondine, war einer von den Menschen, über welche man Nichts sagt. Er war neununddreißig Jahre alt und bekam bereits einen Bauch, was ihn höchlich ärgerte. Er war in seinem zwanzigsten Jahre ziemlich hübsch gewesen und noch nicht übel, soweit man sein in einem Backen-, Schnurr- und Knebelbart steckendes Gesicht beurtheilen konnte, sein Haupt war überdies mit fürchterlichen Kopfhaaren bedeckt, die einer Lockenperrücke glichen. Wer kann da von einer Physiognomie sprechen?... man sah überall nur drohende Haare und flatternde Locke. Zum Glück war dieser behaarte, bärtige Mann blond, wodurch das Düstere seines Aussehens gemildert wurde.

Ein dritter Herr gehörte noch zu der Gesellschaft von fünf Personen, welche im Forst von Fontainebleau spazieren gingen. Es war einer von jenen Männern, von welchen man gewöhnlich sagt, sie seien im mittlern Alter, das heißt eher alt als jung. Er war klein und sein Lammgesicht hätte angenehm scheinen können, wenn seine Augen unter sich einig gewesen wären, dieß war jedoch nie der Fall; wenn das eine rechts sah, beharrte das andere darauf, links zu blicken; wenn er auf der einen Seite nach dem Himmel zu schauen schien, meinte man, er suche mit der andern Etwas auf dem Boden. Kurz, Herr Roquet schielte so stark, als dieß überhaupt Jemand erlaubt sein kann; vergeblich trug dieser Herr, um die Abschweifungen seines Blickes zu verbergen, unaufhörlich Augengläser: seine Augen überließen sich aber auch unter der Brille den gleichen Abirrungen.

U Das hinderte indeß Herrn Roquet nicht, große Freude an seiner Person zu erleben und sich zur Einflößung von Leidenschaften fähig zu halten; an seiner langsamen und süßlichen Sprache, an der Art, wie er sich selbst Redensarten dreheln hörte, erkannte man leicht, daß bei diesem Subjekte ein großes Capital von Ansprüchen und eine lebhaftere Eroberungsbegierde zu Grunde liege. Sein Anzug war stets gesucht; er bemühte sich, immer die neuesten Moden nicht nur nachzuahmen, sondern sogar zu übertreiben, vielleicht aus Furcht, man könnte dieselben an ihm übersehen; allein trotz seiner neumodischen Toilette, seiner lackirten Stiefeln und seiner allzeit frischen Glacé-

Handschuhen sah Herr Roquet doch gar schwerfällig und linkisch aus, so zwar, daß man sich oft in Gesellschaft über diesen Herrn lustig machte, sowohl bezüglich seines Augengebrestes, als auch seines Anzugs und seiner Ansprüche.

Machen wir jetzt mit dieser Gesellschaft einen Spaziergang, um die fünf Personen, aus welchen sie besteht, vollends kennen zu lernen.

Man hat einen Schrei ertönen hören; Herr Roquet, der etwas voraus war, fuhr zusammen und wendete sich dann um, indem er stammelte: „Was gibt es?“

Ein schallendes Gelächter, das sogleich auf diesen Schrei erfolgte, beweist ihm, daß seine Angst unnöthig sei.

In der That ist es der Esel der Frau Marmodin, welcher sich abermals niederzulassen Miene machte, und das Frauchen hat ihrer Gewohnheit gemäß erst sich entsetzt und dann gelacht.

„Mein Gott, Fränzchen, wie peinigend bist Du mit Deinem Schreien!“ sagt zu seiner Frau tretend der Herr, welcher einem Nusspikker gleichsieht. „Ich hielt Dich für muthiger als so! Du verlangst immer von mir, ich soll Dich zu Pferd ausreiten lassen und kannst Dich nicht einmal auf einem Esel halten.“

„Ei, wie artig! ich mich nicht halten können! Ich möchte Sie einmal auf diesem abscheulichen Starrkopf sehen, mein Herr, der mir nicht folgen will, der sich überpurzelt, der hält, wenn ich vorwärts will, rechts geht, wenn ich ihn links hinleite. Und sehen

Sie, was er jetzt macht und auf dem Boden sucht; könnte man nicht glauben, er wolle eine Stecknadel vom Boden auflesen? Ja, ich wiederhole es, ein Pferd ist viel leichter zu lenken."

„Betrachten Sie Madame Mondigo! wie gut Diese ihren Esel regiert, wie sanft er sich leiten läßt."

„Es ist wahr!“ versetzt der Herr mit den langen Haaren, „meine Frau sieht auf ihrem Esel beinahe wie eine Reiterin Franconi's aus! sie beugt sich hin und her, legt sich darauf, als ob sie in einem Lehnstuhl säße. Höre, Clementine, Du befindest Dich, wie es scheint, gut auf Deinem Esel?“

Die blonde Dame kehrt sich zur Hälfte um und erwiedert lächelnd: „Ja, nicht übel; das Thier ist so sanft... es scheint recht gutmüthig.“

„O, Madame Mondigo ist glücklich!“ versetzt die kleine Frau wieder in spöttischem Tone. „Man könnte glauben, die Thiere werden eigens für sie geschaffen. Wie leztthin, als wir nach Montmorency gingen, stürzte mein Pferd im Galopiren zwei Mal unter mir, während das ihrige nicht einmal strauchelte; sie ritt allerdings nur im Schritt und ich habe es gerne, wenn es schnell geht. Vorwärts, Eselchen, vorwärts, mein Freund, etwas eifriger; der Weg ist doch hübsch genug, daß man ein bischen traben oder galopiren könnte!... O, das Ausschlagen hilft Dich Nichts; ich stehe Dir dafür, ich werde Stecknadeln in Anwendung bringen und Dich an einem empfindlichen Orte angreifen!... ha, ha, ha!... Gut, jetzt wirft er mich in den Graben!“

„Ein schöner Wald! ein herrlicher Wald!“ ruft Herr Mondigo um sich her blickend aus. „Wenn ich in Fontainebleau wohnte, würde ich oft hier arbeiten!“

„Ach, ihr Dichter und Romanschreiber, ihr könnt überall arbeiten!“ sagt Herr Marmodin; „mit einem Buch Papier und einem Schreibzeug in der Tasche laßt ihr euch nieder, wo es euch gefällt; der Rasen, das Moos, die Ufer eines Baches dienen euch als Schreibtisch, das ist sehr bequem. Ich, der ich mich mit wissenschaftlichen Werken beschäftige und oft in einer Masse Bücher nachschlagen muß, kann, da ich nicht im Stande bin, meine ganze Bibliothek nachzuschleppen, nur in meinem Studierzimmer arbeiten.“

Der Herr mit dem starken Haarwuchse entgegnet — nachdem er bei Herrn Marmodins Behauptung: er beschäftige sich mit wissenschaftlichen Werken, ein zweideutiges Lächeln unterdrückt hat — mit selbstgefälligem Tone: „Ja, ich habe zwei meiner Dramen auf dem Grase im Park zu St. Cloud geschrieben; wir hatten damals ein kleines Absteigequartier in Bellevue gemiethet.“

„Wie? Sie setzen sich zum Schreiben auf den Boden?“ fragte Herr Roquet, der sich dem Schriftsteller genähert hat. „Mir scheint das unbequem.“

„O nein, ich lege mich der Länge nach auf den Bauch, stütze mich, mein Papier vor mir, auf die Ellbogen und kann Sie versichern, daß das zum Schreiben und Dichten eine sehr geeignete Lage ist.“

„Ah bah! auf dem Bauch... das ist komisch...“

Und Sie haben mehrere Stücke auf dem Bauche liegend geschrieben? Begeistert Sie das?"

„Ich sage nicht gerade, diese Lage begeistere mich, ich sage nur: es sei auf diese Weise angenehm im Freien zu schreiben.“

„Der Teufel! und Sie breiten Nichts über das Gras aus, ehe Sie sich darauf legen?"

„Weiß Gott, nein!"

Hierauf versetzt Herr Marmodin, nachdem er sich geschneuzt und eine Prise Tabak genommen hat, in dem Tone eines Professoren, der eine Vorlesung hält: „Die Römer hatten, glaube ich, nicht die Gewohnheit, auf dem Bauche ausgestreckt zu schreiben, obgleich sie ihre Mahlzeiten beinahe liegend einnahmen; wenn sie diese gehabt hätten, würden sie meiner Ansicht nach ihren Pallium, einen langen, dem der Griechen ähnlichen Mantel, den hauptsächlich die Philosophen trugen, auf dem Boden ausgebreitet haben... Der Palliolum, der viel kleiner war, glich denen, welche unsere Damen jetzt Crispinchen nennen. Die Römerinnen trugen einen Palla, einen, dem der Gallier nachgeahmten ganz kurzen Mantel; außerdem auch eine Tarentina, die..."

„Ach, um Gotteswillen, mein lieber Freund, hören Sie auf!" unterbricht ihn Madame Marmodin, ihren Esel antreibend. „Wenn Sie in Ihre Römer hineinkommen, kommen Sie nicht mehr heraus... ich kenne Sie! Wir haben ausgemacht, uns zu unterhalten... und Ihre Wissenschaft erschreckt mich; das ist viel zu ernst für mich.“

„Aber, Fränzchen, ich sprach ja von den Kostümen der Römer und glaubte, daß Alles, was die Toilette betreffe, den Damen interessant sei.“

„Was die moderne Toilette und die neue Mode anbetrifft, das lasse ich mir gefallen; aber was liegt mir daran, ob Ihre Römer lange oder kurze Mäntel getragen haben?... Es ist doch sonderbar, daß Herr Friedrich noch nicht nachgekommen ist, wie er es versprochen hat; allein er sucht uns vielleicht in einem andern Theile des Waldes, während wir hier sind.“

Madame Mondigo, welche ihren Esel angehalten hat, sagt ebenfalls: „Es ist wahr, Friedrich hatte versprochen, heute Morgen früh in Fontainebleau zu sein; er sollte sich mit Herrn Derneſty einfinden, so war es ausgemacht.“

„Ach, der Kuckuk, Madame!“ entgegnet der Schriftsteller, „wenn Sie sich auf das Gerede dieser Herren verlassen, sind Sie sehr gutmüthig. Mein Neffe erstens hat immer so Vielerlei zu thun, seine Theilnahme bei so vielen Lustparthien versprochen, daß er eigentlich Abends nie wissen kann, was er am folgenden Tag beginnen wird. Friedrich ist der leichtsinnigste Mensch von der Welt! Er verspricht Ihnen Etwas, wenn Sie ihn aber einen Augenblick darauf fragen, was er gesagt habe, so wird er mit der Antwort sehr in Verlegenheit sein.“

„Wenn er in Allem so ist,“ ruft Madame Marmodin aus, „so ist es kein Trost für die Frauenzimmer, denen er Liebe schwört.“

Der Herr mit der hakigen Nase verzieht bei die-

fer Reflexion seiner Frau merklich das Gesicht. Der Schriftsteller fährt fort: „Und was Herrn Verneſty betrifft, ſo halte ich ihn, obgleich er älter iſt als mein Neffe, doch nicht für vernünftiger. Er iſt auch Nichts als ein Müßiggänger, ein Spieler und ein Lebemann.“

„Ach, ach, Herr Mondigo! wie Sie dieſe jungen Herren hinstellen!“ ſagte lachend die kleine Dame. „Halt, Eſelchen, ſei ruhig!... Jetzt will es vorwärts, weil ich einmal anhalten will. Clementine, wollen wir unſere Eſel vertauſchen?“

Die ſchöne Blondine kehrt ſich lachend gegen das kleine Frauchen und antwortet, nachdem ſie einen vielſagenden Blick um ſich geworfen hat: „O, es iſt nicht der Mühe werth! ich glaube, wir thun ebenſo gut daran, wenn wir bleiben wie wir ſind.“

„Bleiben wir alſo!“ erwiedert das lebhaſte Fränzchen, einen komiſch ernſthaften Seufzer ausstoßend.

„Meine Damen!“ nimmt Herr Mondigo wieder das Wort; „ich verſichere Sie, daß ich durchaus nicht die Abſicht habe, das Betragen meines Neffen und ſeines Freundes zu rügen. Ei, mein Gott! ſie machen ſich luſtig, das liegt in ihrem Alter, das liegt eigentlich in jedem Alter; und ich bin der Ueberzeugung, daß, wo man es nicht mehr thut, es weit weniger aus Tugendhaftigkeit, denn aus Rückſicht für die Geſundheit geſchieht... Hier ſind Feſſen, meine Damen, ſehr ſchöne Feſſen! von dieſen erhält Paris einen Theil ſeiner Pflaſterſteine; man verſichert, dieſer Wald liefere jährlich ungefähr achtmalhunderttauſend...“

„Wie wäre es, wenn wir hier hinauf auf diese schroffen Felsen kletterten?“ sagt die muntere Franziska, ihren Esel am Ohre haltend. „Hören Sie, Herr Roquet, was halten Sie von meinem Vorschlag? Wollen Sie mit hinauf?“

Herr Roquet blickt die Felsen und Madame Marmodin zugleich an, indem er entgegnet: „Wir sind heute Morgen, während wir nach Moret gingen, schon da und dort hinaufgeklettert; ich sehe keine Nothwendigkeit ein, uns weiter zu ermüden; außerdem verspäten wir uns dadurch und wir wollen vorher in Fontainebleau zu Mittag essen, ehe wir in einer nach Corbeil zurückführenden Omnibus steigen.“

„Ach, das ist es! Sie denken an das Essen. Die Männer denken doch nur an die Tafelfreuden.“

„Ich versichere Sie, in Ihrer Nähe, schöne Dame, denke ich auch noch an etwas Anderes!“

Herr Roquet hat diese letzten Worte halbleise ausgesprochen, damit sie Herr Marmodin nicht höre, denn Fränzchens Gatte war für außerordentlich eifersüchtig bekannt.

Das kleine Frauchen stellt sich, wie wenn sie Herrn Roquets Worte nicht gehört hätte und fährt fort: „Ach, wenn Herr Friedrich bei uns wäre, so würde er sicher schon auf der Höhe dieser Felsen sein. Ich hätte nur sagen dürfen: ich möchte gerne eine dieser kleinen gelben Blüthen, die ich dort oben an jenen Gesträuchen sehe . . . dann wäre er geflogen, sie mir zu holen; aber Sie, meine Herren, ach, Sie sind gar nicht galant!“

„Meine liebe Freundin!“ spricht Herr Marmodin, „um dort hinaufzusteigen, müßte man eine ganz eigene Fußbekleidung haben. Die Römer hatten besondere Fußbekleidungen, wodurch sie ihren Rang, ihren Stand und ihre Stellung in der Welt auszeichneten; wir Franzosen kennen nur die Schuhe und die Stiefeln; wir bedienen uns weder des Caliga, noch des Crepida, noch des Gallica, noch des Barea; wir ziehen bisweilen den Calceus und manchmal den Soccus an, aber . . .“

„O, genug, genug, mein Herr, ich bitte Sie . . . ich will gerne nicht auf diese Felsen klettern . . . das ist aber kein Grund, mich eine Stunde lang mit Ihren Römern zu peinigen . . . Ach, es wäre doch hübsch gewesen, wenn mein Esel da hinaufgestiegen wäre!“

Damit sucht das Frauchen ihren Esel in die Nähe der schönen Blondine zu bringen und fährt aber so, daß sie nur von Dieser gehört werden kann, fort: „Sagen Sie, Clementine, heißen Sie das eine Lustparthie? wenn man immer durch gerade Alleen gehen soll, damit man sich nicht verliere . . . nur halten darf, wenn es diesen Herren gefällig ist; nicht springen, nicht hüpfen und keine Tollheiten machen darf? Ich dachte mir doch gleich, so werde es sein, wenn man auf's Land gehe! Unsere Männer sind sonderbar: weil sie lieber langsam gehen, sollen wir es auch so machen und uns das ebenfalls recht sein! Ach, wie despotisch sind die Männer! Wenn übrigens Ihr Neffe und sein Freund mitgegangen wären, wie

sie es versprochen hatten, so wäre es viel heiterer gewesen. Sind Sie nicht auch meiner Ansicht?"

„Ohne Zweifel! Mein Mann ist daran schuld. Er hat es seinem Neffen erst gestern Abend gesagt, daß wir mit der Eisenbahn nach Corbeil und von da nach Fontainebleau gehen wollen.“

„Ach, wie gescheidt! es Einem erst an dem Tage sagen, wo die Parthie gemacht werden soll.“

„Friedrich erwiderte: „Ich kann Sie nicht im Augenblick begleiten, aber morgen reise ich in aller Frühe mit Verneſty ab. Hinterlassen Sie nur, wenn Sie im Walde sind, an dem Orte, wo man aus dem Wagen steigt, welchen Weg Sie einschlagen, und dann kommen wir nach.““

„Wenn man eine Parthie macht und nicht miteinander geht, kommt man nie wieder zusammen. Die Herren sind vielleicht abgehalten worden und es bleibt uns nur Herr Roquet, der langweiligste Mensch von Paris, der sich schielend neben mir her zu schmachten beliebt, zur Unterhaltung übrig.“

„Vielleicht schmachtet er nach Ihrem Esel.“

„O, wenn ich das wüßte, ließe ich ihn augenblicklich aufsteigen, denn dann hätte ich das Vergnügen, ihn in wenigen Minuten auf dem Boden zu sehen.“

„Sie sind recht schlimm!“

Der Mann ist auch so dumm und sieht immer auf zwei Seiten zumal, das ist unschicklich!... Ach, wenn unsere jungen Herren gekommen wären, hätte ich mit ihnen gelacht und wäre mit ihnen herum-

gerannt, ohne auf meinen Mann zu hören, ich versichere Sie."

"Herr Marmodin soll aber, so viel man sagt, sehr eifersüchtig sein."

"Das ist mir höchst gleichgültig; es ist im Gegentheil ein Grund mehr, ihn zu ärgern... Sie sind glücklich, Herr Mondigo ist nicht eifersüchtig."

"O, er denkt nicht daran! Es ist wahr, daß ich ihm auch nie Veranlassung dazu gegeben habe."

"Wirklich, Ihre Reflexion ist köstlich! Sie meinen also, ich betrage mich in der Art, daß mein Mann Grund zur Eifersucht habe?"

"Mein Gott! dieß wollte ich nicht damit sagen. Nur könnten, da Sie sehr heiter sind, manche Leute meinen, es gefalle Ihnen, wenn... wenn man Ihnen die Cour mache."

"Diese Leute hätten recht, ich lasse mir außerordentlich gern den Hof machen und wünschte, daß alle Männer in mich verliebt wären! O, das würde mir unendlich viel Spaß machen! um so mehr, als alle Frauenzimmer rasend darüber würden... Nun, Eselchen, willst Du den Kopf in die Höhe halten? Suchst Du Etwas?"

"Das ist ein ungeheurer Wald!" sagt Herr Roquet, mit banger Miene um sich blickend; "wissen Sie, daß man sich darin verirren könnte?"

"Das darf man nach Belieben!" erwiedert lachend Madame Marmodin.

"Das war früher der Wald von Bière," versetzt der Herr mit der hakensförmigen Nase; "er ist un-

gefähr dreiunddreißigtausend Morgen groß. Wenn die Römer in geheiligte Wälder kamen, so . . ."

„Ach, mein lieber Freund! Sie hatten es so bestimmt versprochen, auf dieser Landparthie Nichts von den Römern zu erwähnen . . . bemühen Sie sich doch einmal, ordentlich zu sein! Wisset ihr, meine Herren, an wen mich dieser Wald erinnert? An Robin vom Walde. Ach, ich meine, hier müsse er sich zeigen.“

„Wie, der große Jäger?“ sagt Roquet, fast wehmüthig lächelnd, indem er mit gekreuzten Blicken in den tiefen Wald hineinstarrt. „Ach, welcher Gedanke! Der Weg scheint mir sehr lange zu dauern; ich fürchte, daß wir uns verfehlt haben. Wir haben am Ende keine Zeit mehr zum Mittagessen.“

„Ach, Madame Marmodin, Sie möchten den wilden Jäger sehen!“ ruft Herr Mondigo, sich der kleinen Dame nähernd, aus. „Ei! Sie glauben zu scherzen, und ich versichere Sie, daß es noch nicht so lange her ist, wo die Bewohner von Fontainebleau noch an die Jagd des wilden Jägers glaubten, der, so viel man sich erzählt, ein großes schwarzes Gespenst war. Wenn er im Walde jagte, machte er einen abscheulichen Lärm; man hörte ihn oft, aber man sah ihn nie. Wollen Sie übrigens, daß ich Ihnen erzähle, was ein alter Geschichtschreiber, Pierre Mathieu, hierüber mittheilt?“

„Ja, ja, erzählen Sie!“ antwortet Fränzchen, ihren Esel anhaltend; „Geschichten, die Einen fürchten machen, sind so unterhaltend; und in einem Walde geräth man gar leicht in Angst.“

Herr Roquet murmelt vor sich hin: „Statt lächerliche Geschichten zu erzählen, sollten wir uns nach dem rechten Wege umsehen; es wäre gar nicht unterhaltend, sich von dem Orte des Mittagessens zu entfernen, statt sich ihm zu nähern.“

Der Schriftsteller stützt seine Hand auf den Rücken des widerspenstigen Esels und beginnt seine Erzählung: „So vernehmen Sie denn, schöne Dame, daß der König Heinrich IV., als er eines Tages in dem Forst von Fontainebleau jagte, Hörnerklang, Jagdgeschrei und Rüdengebell vernahm. Der Lärm, der anfangs ziemlich entfernt war, kam allmählig näher und wurde deutlicher. Da der König den Grund desselben zu erfahren wünschte, bat er den Grafen von Soissons, welcher in seiner Begleitung war, nachzusehen, woher dieser komme. Der Graf durchstreifte einige Zeit den Wald und da er Nichts sah, war er eben im Begriff, zum König zurückzukehren, als ihm ein großer schwarzer Mann — der sich plötzlich in dichtem Gebüsch zeigte — laut zurief: Hört ihr mich? und eben so schnell wieder verschwand. Von Schrecken ergriffen entfloh der Graf, und die Hirten in der Umgegend behaupteten, daß dieses die Jagd des heiligen Hubertus oder des Königs Arthur gewesen sei, welche mit ihrem Gefolge den Wald durchzogen habe.“

„O, Ihre Erzählung ist sehr unterhaltend, denn sie flößt Furcht ein. Vorwärts, Eselchen, vorwärts! Ich will Dich ordentlich spornen, denn ich meine, der große schwarze Mann sei mir auf der Ferse.“

Madame Marmodin treibt ihr Thier an und dieses Mal zwar mit solcher Hestigkeit, daß es sich entschließt, Galop anzuschlagen und seine Reiterin im Nu davonträgt; Diese stößt anfangs ein Freudengeschrei aus, bald aber erschreckt sie über die Schnelligkeit, womit sie vorwärts gelangt, und fürchtet sich, da sie ihren Esel nicht mehr bändigen kann, herunterzufallen, und während sie sich mit der einen Hand an der Mähne des Thieres und mit der andern an dem Schweife hält, ruft sie den hinter ihr zurückgebliebenen Personen um Hilfe.

Madame Mondigo treibt ihren Esel gleichfalls an, um ihre Freundin einzuholen. Die beiden Gatten laufen ihren Frauen nach, und Herr Roquet, der gerade einer sehr natürlichen Ursache wegen bei einem Baume stehen geblieben war, ist ganz starr vor Staunen, als er, wie er sich umkehrt, Niemand mehr auf dem Pfade bemerkt, der nahe dabei in eine Kreuzstraße einmündet, wo mehrere Straßen zusammenstoßen.

Zweites Kapitel.

Ein Unfall. — Eine Begegnung.

„Wie, ich bin allein?... Sie haben mich im Walde verlassen?...“ spricht Herr Roquet bei sich, indem er mit hastigen Schritten vorwärts eilt und nach mehreren Seiten zumal hinblickt, ein Vorzug, der ihm vor Vielen zu Theil ward und den er in diesem Augenblicke sehr zu schätzen wußte.

„Ich mag hinschauen wo ich will . . . ich sehe sie nicht . . . He! . . . hört! . . . Mondigo! . . . Herr Marmodin! . . . Wenn es ein Scherz sein soll, so finde ich ihn sehr unpassend . . . nicht etwa weil ich mich fürchtete, allein in diesem Walde zu sein . . . es ist ja nicht Nacht und ich begegne Leuten, welche mir den Weg zeigen werden. Aber einerlei, es ist sehr dumm! Man geht nicht mit einander, um sich zu verlieren. Die sollen mir wieder kommen und mich zu Landparthien einladen! . . . He! . . . Mondigo! . . . Es ist ohnehin nichts Unterhaltendes daran! Der Eine hält sich für einen Schriftsteller, einen berühmten Dichter, weil er einige Stücke geschrieben hat, die unter . . . der Menge Beifall fanden. Ich sage unter der Menge, es ist aber nie eine Seele im Theater, wenn man sie spielt. Der Andere hält sich für einen Gelehrten, weil er in Rom war . . . und spricht bei jeder Gelegenheit von den Römern. Der arme Marmodin, statt sich darum zu bekümmern, was jene stolzen Republikaner gethan haben, würde weit besser daran thun, Sorge zu tragen, daß ihm seine Frau keine Hörner aufsetzt. Das kleine Weibchen ist sehr aufgeweckt, sehr heiter . . . Mein Gott, wie einfältig, mich zu verlieren wie den kleinen Däumling! . . . Da stehe ich vor mehreren Wegen, welchen soll ich einschlagen? He! . . . hört . . . Ei der Ruckuk, jetzt schrei' ich mich gar noch heiser! Wenn mich die Nacht hier überfiele! . . . Ich muß einmal sehen, welche Zeit es ist. Noch nicht einmal zwei Uhr und wir sind im Monat Juli, wo es lange hell bleibt, ich habe glück-

licher Weise Zeit vor mir! Ich bin recht müde und habe Hunger! Welche vermaledeite Lustparthie! Ich wage es nicht, mich zu setzen: es gibt Schlangen hier und ich verabscheue diese Thiere. Das soll mir eine Warnung sein, wieder in die Wälder zu gehen! Ich kenne den Wald von Romainville, das ist genug; Bäume sind überall Bäume. Ich würde gerne zwanzig Franken geben, wenn ich jetzt im Palais Royal bei Bésour wäre!"

Herr Roquet steht stille, der Schweiß rinnt an ihm herunter; er sieht sich wiederholt nach allen Seiten um, erblickt aber Niemand; nur scheint ihm der Wald noch düsterer und dicker; er gewährt ihm einen so finstern Anblick, daß es ihm das Herz zusammenzieht und tiefe Traurigkeit sich in seinen Zügen malt. Er nähert sich einem hohen Baume, umschlingt ihn mit seinen Armen und versucht es, hinauf zu klettern, weil er denkt, er könne von dem Gipfel eines Baumes aus Fontainebleau sehen, um dann sicher, ohne sich zu verirren, darauf zuzugehen. Da Herr Roquet aber nie gymnastische Uebungen mitgemacht, sondern seine Jugend friedlich, besonnen und mit den Belustigungen des Klettermastes unbekannt zugebracht hat, gelang es ihm nicht, sich weiter als einen Fuß vom Boden weg zu bringen, und seine unseligen Anstrengungen brachten es nur dahin, daß seine Hose voran zwischen den Beinen an derselben Stelle aufsprang, wo man sie den kleinen Knaben offen läßt, damit man ihnen auf dem Spaziergang die Bein-

Kleider nicht abziehen muß, wenn sie etwa das Bedürfniß haben, unterwegs anzuhalten.

„Ach, der Teufel! da habe ich einen schönen Streich gemacht!“ ruft Herr Roquet aus, indem er seine Hose betrachtet. „Jetzt sehe ich gut aus!... Aufgesprungen, gespalten wie eine Unterhose! Der Henker soll diese Bäume und diese Wälder holen! Hier kann ich doch keine anderen Hosen anziehen, nicht einmal in Fontainebleau, dort habe ich auch keine; ich habe meine Garderobe nicht mit mir geschleppt; ich muß also in diesem Zustand vor den Damen erscheinen... das ist sehr kitzelig... Die Ehemänner werden ein ellenlanges Gesicht machen... allein was liegt mir daran, ich schere mich Nichts darum! Es ist ihre Schuld, daß ich meine Beinkleider zerrissen habe; sie hätten mich nur nicht verlieren sollen. Es ist zwar immerhin sehr ärgerlich, eine ganz neue Hose... heute habe ich sie zum zweiten Male an! Doch dieser Schurke von Schneider hat immer die Wuth, mir sie zu eng zu machen; umsonst sagte ich zu ihm: wenn ich mich setzen will, spannt es und genirt es mich. Er antwortete bloß: das wird sich schon geben... es ist croisirter Wollzeug, der dehnt sich, er ist sehr elastisch. Es ist zum Erstaunen, wie sich das gedehnt hat... In Fontainebleau muß ich es zussicken lassen; denn ich habe keine Lust, hier Stecknadeln hinzustecken. Der Teufel, die könnten mich verwunden... das ist zu gefährlich. Wohlau, ich will meinen Weg wieder fortsetzen! O, jetzt kann ich ungenirt laufen!“

Herr Roquet geht weiter, er rennt nun mit großen Schritten beinahe wie wüthend vorwärts und betrachtet wechselweise bald den Pfad, bald seine Hose. Plötzlich steht er stille.

In einer Entfernung von etwa hundert Schritten sieht er im Dickicht sich Etwas bewegen und zwar nahe am Wege, den er vor sich hat. Er kann nicht genau unterscheiden was es ist, nur so viel, daß der Gegenstand, der sich rührt, ungefähr zwei Schuh hoch, braun und von ziemlichem Umfange ist.

Herr Roquet, dem der kalte Schweiß auf die Stirne tritt, bleibt unbeweglich zitternd stehen und wagt es weder vor- noch rückwärts zu gehen; es schwindelt ihm vor den Augen und er denkt: „Was ist das dort? Ein Dieb, der auf mich lauert? Eine Riesenschlange? Ich habe nicht mehr den Muth hinzublicken; ich fürchte zu sehr, es möchte eine Schlange sein . . . Ich glaube, ein Dieb wäre mir noch lieber. Was ist zu thun? . . . Ach, was ist doch das Reisen für eine entsetzliche Sache!“

Herr Roquet verharret ziemlich lange unentschlossen mit zu Boden gehefteten Augen und wagt es nicht einmal, die Flucht zu ergreifen, weil er fühlt, daß ihm seine Beine den Dienst versagen würden. Endlich in einem Anfall von Verzweiflung riskirt er es noch ein Mal, einen Blick auf den Gegenstand zu werfen, der ihn so in Schrecken versetzt hat.

Stellt euch aber, wenn ihr könnt, sein Erstaunen und sein Entzücken vor: der braune Gegenstand, den er nur durch das Gebüsch hin gewahrt hatte, war

der Rücken eines jungen Mädchens, welches sich zum Blumenpflücken auf den Boden hinab gebückt hatte; jetzt erhob sie sich eben und ging wieder ihres Weges, und statt einer Schlange erblickte Herr Roquet das reizendste Gesicht, welches sich die Einbildungskraft malen kann.

Es ist ein junges, kaum siebzehnjähriges Mädchen, dessen Kleidung weder die einer Bäuerin, noch die einer Bewohnerin der Stadt ist; ein köstliches rundes, von Frische, Anmuth und Schönheit strahlendes Antlitz; eine Brunette mit sanften, milden Augen und einem kleinen, edelgeformten Munde; in den Zügen dieser Jungfrau drücken sich Schamhaftigkeit und Feinheit, blendende Schönheit und Demuth aus. Sie erinnert auch an jene reizenden Köpfe, welchen die Maler ihren Gemälden verleihen und die man mit Bedauern nirgends auf der Welt so vollkommen findet als auf der Leinwand.

Das Wesen, welches sich Herrn Roquets Blicken darbietet, trägt ein einfaches, bescheidenes, braunes Kleid; sie hat ein buntes Tuch um den Hals geschlungen, eine schwarzseidene Schürze umgebunden, und ihre schönen Haare sind mit einem kleinen Häubchen bedeckt, das nicht so plump aussieht wie die der Bäuerinnen und sich gefällig an ihre runden rosigen Wangen anschließt.

Herr Roquet empfindet ein Wohlbehagen, das bald in Bewunderung übergeht, denn er ist stets ein großer Liebhaber des schönen Geschlechts gewesen. Er nähert sich dem Mädchen, indem er eine tiefe

Verbeugung vor ihr macht, welche er mit einem Mienenspiel begleitet, das er sich bemüht, angenehm zu machen, und stellt sich mit den Worten vor sie hin: „Ach, meiner Treu', Fräulein, ich war auf keine so liebliche Begegnung gefaßt! Ich hatte Etwas im Gesträuche bemerkt und dachte: was mag das sein? Allein ich stellte mir etwas ganz Anderes vor als ein junges Frauenzimmer; allerdings hatte ich vorher Ihren Kopf nicht gesehen.“

Die Jungfrau lächelt, während sie in bescheidenem Tone erwiedert: „Ich pflückte einen Blumenstrauß . . . es gibt Veilchen, Maaslieben und Hyacinthen hier!“

„Ach, solche Dinge gibt es hier? das habe ich nicht beachtet; ich war freilich damit beschäftigt, den Weg zu suchen, konnte mich also nicht um Veilchen bekümmern. Es muß sehr angenehm sein, in Ihrer Gesellschaft welche zu pflücken, Fräulein, denn dann . . . denn dann . . .“

„Sie suchen den Weg, mein Herr! wo wollen Sie denn hin?“

„Ja! Nach Fontainebleau, Fräulein, ich suchte mich zu orientiren; das ist sehr schwierig, wenn man in der Gegend nicht bekannt ist, außerdem kam ich über eine Kreuzstraße, wo wenigstens sechs Wege zusammenlaufen. Welchen sollte ich einschlagen, ich bitte Sie, welchen? . . . Das ist sehr ärgerlich!“

„Nein, nein, Herr, denn neben jedem befindet sich ein Wegzeiger, auf welchem entweder steht: Straße nach Moret, oder Straße nach Fontainebleau, oder Straße

nach Avon . . . kurz, es ist jedes Mal bezeichnet, wo der Weg hinführt.“

„Wie, es sind Wegzeiger da und ich habe sie nicht einmal gesehen? Dann muß ich selber einer sein! Uebrigens ist es mir minder leid, weil mir hiedurch das Glück zu Theil geworden . . . das Glück . . .“

„Mein Herr, wenn Sie nach Fontainebleau wollen, so müssen Sie den Pfad, den Sie dort links sehen, einschlagen, und wenn Sie auf die Chaussee kommen wieder links gehen, dann sind Sie in einer halben Stunde dort.“

„Ich danke Ihnen unendlich . . . O, ich war nicht besorgt! . . . ich dachte: jedenfalls muß du irgendwohin kommen. Ich war nämlich in Gesellschaft mit zwei Damen und zwei Herren, welche auf Eseln ritten . . . nicht die Herren, sondern die Damen, und die nicht vorwärts wollten . . . nicht die Damen, sondern die Esel, und ich habe sie verloren, ohne zu wissen wie.“

„Ich bin ihnen begegnet, mein Herr; zwei hübsche Damen auf Eseln: eine davon lachte immer, und zwei viel ältere Herren liefen hintendrein.“

„So ist es, diese sind es; das letztere waren die Ehemänner; Sie haben sie häßlich gefunden, nicht wahr? Der eine hat in der That viel Aehnlichkeit mit einer Nachttaube und der andere mit seiner langen Perrücke gleicht einem Löwen.“

„Das alles habe ich nicht bemerkt, mein Herr; aber ich bin der Gesellschaft auf dem Ihnen bezeichneten Wege begegnet; sie müssen jetzt nahe bei

Fontainebleau sein und wenn Sie dieselben noch einholen wollen, so rathe ich Ihnen schnell zu laufen."

"Ach Gott! nein, sie können auf mich warten... es geschieht ihnen recht! Ich habe keine Lust, mich abermals in Schweiß zu rennen?... Sind sie aus Fontainebleau, hübsches Kind?"

"Nein, mein Herr, ich bin aus dem Dorfe Avon, wo mein Vater Landwirth ist; aber wie ich noch klein war, mußte ich nach Fontainebleau in die Schule gehen."

"Ach, Sie sind in die Schule gegangen!... das macht Ihrer Erziehung Ehre, und jetzt gehen Sie allein im Walde spazieren und befürchten keinerlei Abenteuer... ha, ha, ha!"

Herr Roquet, der, seit er mit dem Wege bekannt und bei einem jungen Mädchen ist, seine ganze Heiterkeit wieder gewonnen hat, will dasselbe bei der Hand nehmen, aber die Jungfrau zieht diese rasch zurück und entgegnet: "Nein, mein Herr, ich befürchte Nichts; erstens wage ich mich nie sehr weit in den Wald hinein und dann bin ich stark, und wenn Jemand die Absicht hätte, mich zu beleidigen, so wüßte ich mich wohl zu vertheidigen... glauben Sie mir!"

"Fräulein, ich habe gewiß Nichts sagen wollen was... aber wenn man so hübsch ist wie Sie..."

"Ich empfehle mich Ihnen, mein Herr."

"Wie, Sie wollen so schnell fortgehen?"

Damit steht Herr Roquet vor das junge Mädchen hin, als ob er ihr den Weg vertreten wollte; aber während dieser Bewegung bemerkt er, daß sein Hemd

in Folge des feinen Beinkleidern zugestoßenen Unfalls, den er seit dem Begegnen mit der Jungfrau vergessen hatte, zwischen den Beinen vorsieht. Herr Roquet bedeckt sein Hemd augenblicklich mit der Hand und sucht es in die Hose hineinzustopfen, indem er ausruft: „Ach, Fräulein, ich bitte tausend Mal um Entschuldigung; glauben Sie mir, es geschah unfreiwillig . . . und es liegt durchaus keine unanständige Absicht von mir zu Grunde . . . ich schwöre Ihnen, es geschah nicht mit Willen!“

Die hübsche Brunette blickt den Herrn mit erstaunter Miene an und sagt: „Was denn, mein Herr? . . . und warum soll ich Sie entschuldigen? . . .“

„Ein Unfall ist schuld daran, Fräulein: als ich vorhin auf einen Baum zu klettern versuchte — ich war nämlich der Meinung, ein Vogelnest gesehen zu haben und es wandelte mich die Lust an, es herunterzuholen — zerriß ich meine Beinkleider und so geschah es, daß Sie Etwas von meinem Hemde ansichtig wurden.“

Das junge Mädchen erröthete bis in das Weiße der Augen und stammelte: „Ich hatte es nicht bemerkt, mein Herr.“

Da übrigens das Bestreben Roquets, das Hemd in die Hose zu stopfen, etwas Anstößiges hatte, welches den keuschen Blicken des reizenden Kindes zuwider war, beeilte sich dasselbe, sich zu entfernen und trennte sich mit den Worten: „Ich habe Ihnen den Weg gezeigt, mein Herr: der erste Pfad auf der linken Seite, dann wieder links und die Stadt liegt vor Ihnen.“

„Ich danke, Fräulein... Wie, Sie eilen so hastig davon, anbetungswürdige Brunette? ... Das will ja nicht mehr hinein... der Teufel wie ärgerlich ist das doch! ... Fräulein, ich würde mich übrigens sehr glücklich geschätzt haben, Ihre Bekanntschaft zu machen... Ihre... Gut! ich glaube gar, jetzt zerreißt das auch... Wenn der Shirting einmal alt ist, bricht er wie Zunder. Fräulein, ich hätte Ihnen noch Vieles zu sagen gehabt, wäre sogar bis in Ihr Dorf mitgegangen... Ach was! sie hört nicht auf mich, sie ist schon weit... Ha, der Ruckuk! endlich ist Alles darin... das ist ein Glück! Ja, aber während des Gehens kommt es vielleicht wieder heraus und Madame Marmodin ist so spöttisch... Je nun, was liegt mir daran, ich schere mich Nichts darum! Außerdem werde ich immer sorgfältig meine Hand darauf decken... Das junge Mädchen war zum Entzücken, und wenn ich nicht so hungrig wäre, würde ich ihr, glaub' ich, nachgegangen sein; sie erweckte ländliche Ideen in mir... der Wald schien mir viel heiterer!“

Herr Roquet wirft noch einige Blicke nach dem Wege, den die hübsche Brunette eingeschlagen hat, aber bald entschließt er sich, mit verdoppelten Schritten auf dem ihm angegebenen Pfade vorwärts zu eilen, da er befürchtet, man möchte sich ohne ihn zu Tische setzen, und so langt er, alle Augenblicke nach seinem Hemde sehend, ob es sich nicht wieder aus der Hose herausgemacht hat, in Fontainebleau an.

Drittes Kapitel.

Der Sohn des Malers.

Wir wollen Herr Roquet seiner Gesellschaft nachlaufen lassen und zu Rosa-Maria, so heißt das reizende Kind, welchem wir im Walde begegnet sind, zurückkehren.

Nachdem das junge Mädchen den Herrn mit der Brille, dessen Manieren ihr sehr ungeschicklich zu scheinen anfangen, verlassen hat, schlägt sie, allem Anscheine nach mit den Waldwegen sehr bekannt, einen schmalen Saum in dem Dickicht des Gehölzes bemerkbaren Pfad ein, sie schreitet so ungehindert fort, selbst ohne vor sich hin zu blicken, wie Jemand, der seines Weges ganz sicher ist.

Nach fünf Minuten, während welchen sie sich übrigens bisweilen bückte, um den Strauß zu vergrößern, den sie in der Hand hatte, befand sich das junge Mädchen auch in der That außerhalb des Gehölzes in einer großen Lichtung; vor ihr ragen schwarze steile Felsen empor und zu ihren Füßen liegen zufällig aufeinander gehäufte Sandblöcke, die zum Theil schon zu Pflastersteinen bearbeitet und behauen waren; auf der einen Seite erheben sich stolze Buchenbäume, die bis zum Himmel hinan zu ragen scheinen, während gegenüber andere vom Blitze getroffene auf dem Boden liegen. Dieser Theil des Waldes gewährt einen wilden, majestätischen Anblick, der Personen, welche nicht daran gewöhnt sind, ein gewisses Entsetzen einflößen muß.

Allein Rosa-Maria setzte ihren heitern Gang fort; sie läßt ihre Blicke um sich her schweifen und sie bleiben bald auf einem jungen Manne in einer kleinen Künstlerblouse und im Winde flatternden Haaren haften, welcher am Fuße einer alten Eiche sitzt, eine kleine auf einem Pulte liegende viereckige Leinwand vor sich und eine Farbensachtel neben sich hat. Der junge Mann malt oder macht vielmehr seine Studien, wie die Maler sagen. In diesem Augenblick zeichnet er den malerischen Anblick der vor ihm befindlichen Felsen ab, und ganz in seine Arbeit vertieft, hat er das junge Mädchen nicht kommen hören, welches seit einer Weile hinter ihm steht und ihm, ohne sich zu rühren, fast ohne zu athmen, damit er ihre Anwesenheit nicht ahne, zusieht.

Plötzlich reißt sie aber das Gefühl der Bewunderung hin und sie ruft aus: „O, wie schön das ist!“

Der Maler kehrt sich augenblicklich um und entgegnet, mit einem zärtlichen Blicke auf die Jungfrau: „Wie, Sie waren da, ohne daß ich es wußte? Ach, das ist recht böse von Ihnen!“

„Warum?... was that ich denn Böses hinter Ihnen?“

„Sie beraubten mich des Glückes, Sie zu sehen und Ihre Gegenwart zu genießen, und dieses Glück ist von so kurzer Dauer, es verschwindet so schnell, daß ich geizig damit sein muß.“

Rosa-Maria erröthet, schlägt die Augen nieder und stammelt: „Herr Leopold, Sie vergessen immer unser Uebereinkommen und Ihr Versprechen... Ich

thue vielleicht was ich nicht thun sollte, indem ich alle Tage komme, um Sie in diesem Walde malen zu sehen, denn es sind erst drei Wochen, daß ich Sie kenne... ich bin Ihnen zufällig hier begegnet... Sie waren gerade wie gegenwärtig mit Zeichnen beschäftigt, ich näherte mich Ihnen, um zu sehen, weil ich ein wenig neugierig bin. Sie sagten aber, es genire Sie keineswegs und ich fand Ihre Arbeit so hübsch, so gut gemacht, daß Sie die Gefälligkeit hatten, mir zu sagen, Sie werden einige Zeit hier malen und ich könne, wenn es mir Vergnügen mache, so oft ich wolle, kommen und Ihnen zusehen. Somit bin ich wieder gekommen... Ach, es ist ein so schönes Talent, die Schöpfungen der Natur auf der Leinwand wiederzugeben!"

"Ja, reizende Rosa, so haben wir Bekanntschaft gemacht, und ich preise den Zufall, der Ihre Schritte, während ich arbeitete, hierher führte. In allem Diesem liegt aber so viel mir scheint kein Unrecht, und ich sehe nicht ein, welchen Vorwurf Sie sich machen könnten."

"O, entschuldigen Sie, weil ich vielleicht immer hätte hinter Ihnen bleiben sollen wie jetzt! Aber eines Tages baten Sie mich, mich Ihrer Leinwand gegenüber zu setzen. Ich glaubte zuerst, die Sonne genire Sie und es geschehe, um Sie davor zu schützen; ich setzte mich auf einen Baumstamm und rührte mich nicht, dann nahmen Sie aber eine andere Leinwand hervor, und als ich sehen wollte, was Sie machten, verbargen Sie dieselbe schnell. Am folgen-

den Tage ersuchten Sie mich wieder, mich vor Sie hinzusetzen; ich willigte ein, obgleich keine Sonne schien, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mir zeigen werden, was Sie machen."

"Nun, ich habe es Ihnen gezeigt, Rosa!"

"Ja, und ich war ganz erstaunt, denn ich war es selbst, das heißt mein Bild... in diesem einfachen Anzuge auf einem Baumstamme sitzend und bereits so ähnlich... das heißt... nein, ich bin nicht so hübsch als Sie mich gemacht haben!"

"Sie sind noch hundert Mal hübscher, liebenswürdige Rosa, denn das Bild kann nie alle die Empfindungen, alle die anmuthigen Gefühle ausdrücken, die mit jedem Augenblick Ihre Züge beleben. Ich kann wohl ein Lächeln anbringen, einen Blick... aber ich kann nicht alle die reizenden Nuancen darstellen, die über ihr bewegliches Antlitz hingleiten und zugleich aus ihren sowohl milden als freundlichen Augen strahlen, kurz, die schuld sind, daß man Sie nicht sehen kann, ohne..."

"Ach, Herr Leopold, Sie vergessen abermals Ihre Versprechungen! Als Sie leztthin schon ein Mal Worte zu mir sprachen, die ein junges Mädchen nicht anhören soll, wollte ich gehen und ich wäre nicht wieder gekommen, wenn Sie mir nicht versprochen, sogar geschworen hätten... ja ich glaube, Sie haben mir geschworen... daß Sie keine solche Dinge mehr reden wollen, allein von Zeit zu Zeit kommen Sie wieder darauf zurück und ich finde mich immer wieder ein. Sie sehen also, daß ich Grund habe, Ihnen

Vorwürfe zu machen, und was würde mein Vater sagen, mein Vater, der so gut ist und so viel Vertrauen in mich setzt, wenn er wüßte, daß ich mich von einem Herrn, den ich beinahe nicht kenne, malen lasse?“

Der junge Maler legt seinen Pinsel und sein Farbenbrett auf den Rasen nieder, kehrt sich dann gegen Rosa-Maria und erwiedert in ernstem, beinahe gemessenem Tone: „Ich habe Ihnen meinen Namen gesagt, Fräulein, und Sie kennen meine Beschäftigung; ich wollte, Sie wären im Stande, sich zu überzeugen, daß ich Sie nie auf irgend eine Weise täuschen will. Ich will Ihnen in wenigen Worten die Geschichte meiner Familie mittheilen, denn es ist mir von Wichtigkeit, nicht als ein Fremder oder Unbekannter von Ihnen angesehen zu werden. Ich heiße Leopold Bercourt; mein Vater war Genremaler und besaß hinlänglich Talent, um in einer gewissen Behaglichkeit zu leben; er hatte sich sehr jung mit einem Frauenzimmer verheirathet, das er anbetete, ihm jedoch kein Vermögen zubrachte; er gehörte indes zu der geringen Anzahl Derjenigen, die glauben, die Liebe und ein rechtschaffenes Betragen seien hinreichend, um glücklich zu machen, und er war es auch in der That in dem Schooße seines häuslichen Lebens. Meine Mutter liebte ihn so innig; sie hatte dieselben Neigungen, dieselben Gefühle wie er; es schien, als ob ein Geist, ein Herz die beiden Gatten beseele, denn oft geschah es, daß Beide denselben Gedanken, denselben Wunsch aussprachen und dieselben

Betrachtungen über Etwas anstellten. Und während zwanzig Jahren hatten sie sich nie getrennt, war kein ganzer Tag vergangen, ohne daß sie beisammen waren. Ach, Fräulein, es ist eine schöne Sache um einen glücklichen Ehestand! Es ist das wahrhaftigste Glück, welches den Menschen hienieden gewährt ist, und daß es so viele Leute gibt, welche dieses Verhältniß in's Lächerliche ziehen oder sich stellen, wie wenn sie glaubten, es bringe nur Langweile und Verdrießlichkeiten mit sich, kommt nur daher, weil sie, gleich dem Fuchse in der Fabel, nie dazu gelangten, diese Glückseligkeit kennen zu lernen oder sie zu verdienen, sonst würden sie sich nicht so leicht erlauben, sie zu verkleinern und herabzuschätzen."

Rosa-Maria, welche sich auf den Rasen niedergelassen hatte, um dem jungen Künstler zuzuhören, rückte näher zu ihm und rief aus: „Sie sprechen wie mein Vater, auch er war glücklich in seinem Ehestand; nur war er es nicht lange!... Fahren Sie fort, Herr Leopold!"

„Ein Sohn und eine Tochter erhöhten das Glück meiner Eltern noch, denn sie liebten sich Beide zu sehr, um nicht auch ein Pfand ihrer Zärtlichkeit zu wünschen. Wer hat überhaupt keine Freude an Kindern? Koketten und Egoisten. Meine Eltern waren weder das Eine noch das Andere. Ich wurde acht Jahre vor meiner Schwester geboren; es sind nun zwei Jahre her, zählte ich einundzwanzig und meine Schwester dreizehn Jahre und wir waren damals vollkommen glücklich. Meine Mutter schien mit ihrer

Lebhaftigkeit, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit immer jung; sie war ihrem Gatten eine Geliebte, ihren Kindern eine Schwester. Obgleich sie empfindsam und feinführend war, wußte sie doch durch ein geistreiches Wort oder einen pikanten Einfall alle Gesellschaften zu beleben und aufzuheitern. Meine zarte niedliche Schwester wuchs unter den Augen der Mutter auf, die auch zu denen gehörte, welche nicht begreifen, wie man Fremde mit der Bildung des Herzens, Charakters und Geistes seiner Töchter beauftragen kann, als ob eine Mutter nicht von Natur die geeignetste Erzieherin wäre. Ein junges Mädchen mag allerdings hinsichtlich der Wissenschaft Etwas verlieren, sie gewinnt dagegen aber gewiß an Tugenden. Und wenn man sich erst die Mühe geben möchte, nachzuforschen, was die zu Damen herangewachsenen Fräulein später noch von der um theures Geld in ihren Pensionen erlernten Wissenschaft im Kopfe behalten haben? Einige derselben fünf bis sechs italienische oder englische Worte, die sie schlecht aussprechen und womit ich ihnen nicht rathe, sich im Auslande hören zu lassen; Andere einige Begriffe von Geographie, alter und neuer Geschichte, die sie durcheinanderbringen und falsch citiren; das Talent, ein Profil, einen Kopf, eine Skizze zu zeichnen, welches sie aber im Leben gänzlich vernachlässigen. Ich frage Sie noch einmal, lohnte es sich deshalb der Mühe, sich der Lieblosungen und Küsse seiner Tochter zu berauben? Ach, entschuldigen Sie, Fräulein Rosa, ich lasse meinem Geplauder den Lauf; ich bin ein Schwätzer, nicht wahr?"

„Erzählen Sie nur, Herr Leopold. O, es langweilt mich gar nicht, Ihnen zuzuhören, im Gegentheil.“

„Ich wollte auch Maler werden und besuchte daher die Schule eines berühmten Meisters. Ich ging in die Akademie und um ungestörter zu arbeiten und ohne meine Eltern zu stören, ungehindert auszugehen, vielleicht auch um jene Freiheit zu genießen, wonach die jungen Leute so eifrig trachten und sich einen Gott daraus machen... hatte ich eine besondere, kleine Wohnung gemiethet; aber ich speiste fast alle Tage bei meinen Eltern, die es übrigens ganz natürlich gefunden hatten, daß ich im einundzwanzigsten Jahre und mit den Neigungen eines Künstlers mein eigener Herr sein wollte. Verzeihen Sie, daß ich mich über diese häuslichen Details und jenen Zeitraum meines Lebens ausbreite, aber es war für mich der schönste, und ich glaubte nicht, daß irgend Etwas mein Glück und die Familienfreuden stören könnte, die ich stets im Kreise der Meinigen empfunden habe. Ich wußte nicht, daß man dann am glücklichsten ist... und vor den Schlägen des Schicksals zittern und sich fürchten solle. Allein Niemand denkt daran... dieß war der Wille der Vorsehung... denn wenn wir die Macht hätten, in die Zukunft zu blicken, so würden wir die Gegenwart niemals genießen.“

„Meine Eltern liebten das Land. Die reine Luft der freien Natur that meiner Mutter gut, welche ohne gerade leidend oder fränklich zu sein, doch oft über Beengung und kurzen Athem klagte, was aber bei

einer so schlanken und heitern Jeau, deren Lebhaftigkeit beinahe in Ruhelosigkeit überging, keine ernstlichen Besorgnisse erregte; außerdem hatte meine Mutter ein Unwohlsein oder ein Leiden ebenso schnell wieder vergessen, als sie sich davon in Schrecken setzen ließ. Die Aerzte gaben bei allen ihren Empfindungen den Nerven die Schuld. Ihre Beklemmungen waren nervös; fühlte sie Anwandlungen von Schwäche, daß sie beinahe zu Boden sank, waren sie nervös; bekam sie manchmal stechende Kopfschmerzen, waren sie nervös. Und zum Unglück gehören die Nervenleiden unter die Zahl derer, die man am wenigsten versteht und deren Heilung man beinahe immer von der Zeit erwartet. Auch sagte man zu meiner Mutter: es ist nicht gefährlich; es wird vorübergehen.

„Mein Vater hatte ein kleines Landhaus in St. Mandé gemiethet. Ich ging oft hin, blieb aber nicht jede Nacht dort. Was meinen Vater betrifft, so schlief Dieser selten ohne seine Frau in Paris, nur bisweilen, wann ihn ein neues Stück oder Geschäfte lange in der Stadt zurückhielten, war meine Mutter die Erste, welche ihm rieth, über Nacht zu bleiben, weil sie befürchtete, es möchte ihm Etwas zustoßen, wenn er so spät nach St. Mandé zurückkehre, und mein Vater ließ dann beruhigt seine Frau und seine Tochter mit ihrem Dienstmädchen zu Hause, weil seine Wohnung von Häusern und vielen Nachbarn umgeben ist.

„Vor etwa zwei Jahren nun, im Monat September, gegen das Ende der schönen Jahreszeit, be-

fand ich mich in Paris und hatte meine Eltern seit
 zwei Tagen nicht gesehen. Nachdem mein Vater mit
 seiner Frau und seiner Tochter zu Mittag gespeist
 hatte, erinnerte er sich, daß er auf den Abend in
 Paris eingeladen war; er fühlte sich übrigens an
 diesem Tage nicht aufgelegt, von seiner Ordnung
 abzuweichen und seine Familie zu verlassen; allein
 meine Mutter, welche voraussetzte, er werde sich in
 der Gesellschaft, zu der er gebeten war, gut unter-
 halten, und stets befürchtete, er versage sich ihretwillen
 ein Vergnügen, drang in ihn, doch hinzugehen. Mein
 Vater entschloß sich also, sich nach Paris aufzumachen,
 wo er natürlich über Nacht bleiben mußte, weil die
 Gesellschaft, wohin er sich begab, ohne Zweifel etwas
 lange dauerte. Er küßte seine Frau und seine Toch-
 ter und verließ sie heiter, ein Liedchen vor sich hin-
 trällernd, wie dieses seine Gewohnheit war und kehrte
 nach einem mit Künstlern und Freunden angenehm
 verlebten Abend um halb ein Uhr nach seiner Woh-
 nung in Paris zurück, wo er alsbald zu Bette ging
 und ruhig einschließ. . . Ach, Fräulein! man darf
 deshalb nicht immer behaupten, man habe eine
 Ahnung.

„Gegen zwei Uhr Morgens wurde mein Vater
 durch ein heftiges Läuten aufgeweckt; er steht hastig
 auf, besinnt sich, ob er nicht träume. Allein es ist ihm
 bereits bange, er empfindet eine tödtliche Unruhe,
 denn er ist entfernt von seiner Frau und seinen Kin-
 dern und um ihn mitten in der Nacht aufzuwecken,
 muß einem derselben ein Unfall zugestoßen sein. Er

macht auf und der Portier sagt zu ihm: „Es ist Jemand da von St. Mandé, der Sie holen will... ein Nachbar... Soviel es scheint, muß Ihre Frau Gemahlin krank sein.“

„Mein Vater geht kaum bedeckt hinunter, sieht einen Nachbar aus dem Dorfe, einen braven Landmann, dessen Haus an das unsrige stößt, und Dieser sagt zu ihm: „Ihre Jungfer Tochter hat an meine Thüre geklopft, mir gesagt: ihre Mutter sei sehr krank und mich gebeten, Sie unverzüglich zu holen. Dann habe ich mich schnell angezogen und bin so geschwind ich konnte von St. Mandé hierher gerannt.“

„Mein Vater nimmt sich nicht die Zeit, dem Nachbar zu danken; in wenigen Minuten hat er sich angekleidet und geht mit ihm fort. Vor dem Hause fällt ihm ein, daß sein Arzt nur ein paar Schritte davon weg wohne und er hält es für gerathen, ihn auf der Stelle mitzunehmen. Er läuft zu dem Doktor, weckt ihn auf und sagt ihm, daß er mitgehen müsse. Dieser steht sogleich auf, ist in wenigen Augenblicken fertig, kommt zu meinem Vater herunter und alle Drei machen sich auf den Weg. Durch Zufall stoßen sie auf ein leeres Cabriolet, steigen ein, der Kutscher setzt sich auf das Sprizleder und so fährt man fort.

„Dem Himmel sei Dank! wir werden bald ankommen!“ rief mein Vater aus, und der Doktor, welcher seine Befürchtungen nicht theilte, antwortete: „Es ist ohne Zweifel irgend ein nervöses Uebelbefinden, wie es Ihre Frau Gemahlin öfters anwandelt.“

Ihre Fräulein Tochter wird bloß, weil sie mit der Magd allein die Mutter zu unterstützen hatte, erschrocken sein und gedacht haben, man müsse Sie holen; Das alles darf Sie aber nicht beunruhigen. War sie gestern schon krank?

„Durchaus nicht, Herr Doktor, ich habe gestern mit ihr zu Mittag gegessen und bin erst um sieben Uhr nach Paris gegangen, wo ich sie heiter und gesund verließ; sie klagte durchaus Nichts.“

„Ich wiederhole es Ihnen, es kann nicht gefährlich sein; aber nervöse Personen scheinen im Augenblick todeskrank; wenn wir ankommen, ist es vielleicht vorbei und Ihre Frau Gemahlin wird dann bedauern, daß man Sie in Angst versetzt hat.“

„Endlich langten sie vor unserm Hause an, welches an der Chauffée stand. Mein Vater läutet; bald darauf öffnet ihm seine Tochter in Begleitung der Magd.“

„Nun! wie geht es Deiner Mutter?“ fragt mein Vater.

„Ich glaube, sie fühlt sich etwas besser; sie schläft jetzt,“ antwortet meine Schwester, noch ganz blaß und zitternd in Folge der erlittenen Angst.

„Mein Vater athmet wieder auf. Er geht mit großen Schritten durch den Hausgang die Treppe hinauf und der Arzt folgt ihm wiederholend: „Ich sagte es Ihnen ja, es war nur ein nervöser Anfall und Sie hätten nicht so zu erschrecken gebraucht.“

„Endlich kommen sie oben an und nähern sich dem Zimmer meiner Mutter. Sie lag auf dem Rücken

ausgestreckt mit halbgeschlossenen Augen auf dem Bette. Mein Vater ist bestürzt über die leichenfarbige Blässe ihres Angesichts und der Doktor murmelt die schrecklichen Worte: „O, mein Gott! das ist kein Schlaf!“

„Mein Vater glaubt ihn zu verstehen, will aber weder an die Wahrheit noch an die Möglichkeit des Todes glauben. Der Arzt will ihn entfernen, ihn aus dem Zimmer wegführen.

„Nein, nein, ich entferne mich nicht!“ ruft er, seine Frau in die Arme schließend, aus, drückt ihren Kopf an seine Brust und ruft die Theure laut bei ihrem Namen. „Nein! ich verlasse sie nicht... O, sie kann nicht todt sein!... Sehen Sie, mein Herr, ihre Arme, ihre Hände sind noch warm, ihre Augen glänzen noch; es ist wahrscheinlich nur eine Ohnmacht. O, Herr Doktor, sie lebt... man kann nicht so sterben! Helfen Sie ihr, helfen Sie ihr schnell!... es muß noch Zeit sein!“

„Der Arzt wußte den Tod zu genau zu unterscheiden, als daß er sich hätte täuschen können. Indeß beeilte er sich, Alles zu thun, was die Wissenschaft kennt, um Diejenigen wieder in's Leben zu rufen, bei denen es noch nicht ganz erloschen ist. Während er verschiedene Mittel anwendete, hielt mein Vater den Kopf seiner Frau in den Händen, betastete ihre Wangen und ihre Stirne; er bat sie flehentlich, noch einmal mit ihm zu sprechen... und in dem Nebenzimmer saß meine arme Schwester, von dem Dienstmädchen unterstützt, auf ihrem Bette, weinte und flehte

zum Himmel, er möchte ihr ihre Mutter erhalten; denn sie konnte gleichfalls nicht an den Tod derselben glauben!

„Sie weinen, Fräulein . . . Ach, entschuldigen Sie, ich halte inne, denn auch ich muß weinen!“

Einige Augenblicke darauf fuhr der junge Maler in seiner Erzählung wieder fort: „Meine Mutter war gestorben, Fräulein, und zwar in wenigen Stunden; sie war nach Mitternacht mit entsetzlichen Kopfschmerzen erwacht und ihre arme Tochter hatte auf jede Weise versucht, ihr Linderung zu verschaffen, indem sie ihr Alles reichte, was sie sonst in ähnlichen Fällen zu sich genommen hatte; sie war fern von ihrem Gatten und ihrem Sohne gestorben! . . . ohne diese zu küssen und ihnen Lebewohl sagen zu können! Ach, Fräulein, man sagt: ein plötzlicher Tod sei süß für Diejenigen, welche er treffe, weil sie keine Zeit haben, ihn voranzusehen oder zu fürchten. Aber wie grausam ist er für die Zurückbleibenden, die uns lieben; für Die, welche im sichern Bewußtsein ihres Glückes dasselbe genossen, ohne es gehörig zu schätzen. Ein solcher Schlag ist fürchterlich, denn Nichts hat uns darauf vorbereitet, Nichts uns eine Ahnung von der Vergänglichkeit unseres Glücks eingeflößt! Wenn Einen der Blitz trifft, so hat man doch wenigstens das Gewölk sich verdunkeln sehen, den Donner rollen hören und ein Vorgefühl der drohenden Gefahr gehabt. Aber seine Frau oder seine Mutter gesund verlassen und einige Stunden darauf todt finden . . . ihren letzten Seufzer, ihre letzten Worte nicht hören,

O, sehen Sie, das ist schrecklich und dieses sind Schmerzen, die man nie vergißt! Ich weiß wohl, daß die Zeit alle Leiden mildert, denn wenn dieses nicht der Fall wäre, würden wir jedes Mal mit Denen, welche wir lieben, unterliegen. Aber ich sage es noch ein Mal, selbst die Zeit ist nicht im Stande, das Bittere unseres Kummers zu vertilgen, wenn wir uns an den Verlust eines theuern Gegenstandes erinnern, der unter grausamen Umständen stattgefunden hat.

„Welche Nacht, mein Gott! welche Nacht für meinen Vater und meine arme zärtliche Schwester, die ein noch so junges Kind war, deren Herz aber schon die ganze Größe des erlittenen Verlustes begriff! Und doch war dieses junge, trostlose Geschöpf stark genug, seinen Schmerz zu bemeistern, um den seines Vaters zu trösten. Wenn sie ihn schluchzen hörte, eilte sie in seine Arme und sagte: „Unsere Mutter sieht immer auf uns herab; sie verlangt: Du sollst Muth haben und für Deine Kinder leben.“

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie groß meine Verzweiflung war, als ich von einem Freunde benachrichtet, ich solle nach St. Mandé kommen, dort die unheilvolle Nachricht erfuhr. Gleich meinem Vater wollte ich nicht daran glauben. Ich küßte mit ihm die theure Verblichene. Ihr liebenswürdiges, schönes Gesicht war noch unverändert; nur blässer war sie. Mein Vater, der sich erinnerte, daß schon oft eine tiefe Ohnmacht für Tod gehalten wurde, versuchte ein Mal um das andere, Diejenige zu beleben, die er anbetete und von der er sich zu trennen

nicht entschließen konnte, selbst als sie bereits aufgehört hatte zu sein! Und es gibt Leute, welche sich schnell von dem Gegenstand ihrer Neigung entfernen, wenn ihn der Tod getroffen hat! Diese müssen sehr wenig Muth oder vielmehr sehr wenig Liebe für ihn empfunden haben!

„Ich will Ihnen den Schmerz meines Vaters, welcher in wenigen Stunden seine Lebensgefährtin verloren hatte, nicht schildern. Er hatte zwanzig Jahre, zwanzig der schönsten Jahre voll Herzensgüssen und all' den Wechselfällen, die uns treffen, ehe wir zu Glück und Ruhm gelangen, mit ihr zugebracht. Ach, das ist ein ganzer Lebenslauf, den man nicht von Neuem anfangen kann! Aber es blieben ihm zwei Kinder und besonders eine so junge interessante Tochter übrig, die ihre Mutter so innig geliebt hatte!

„Jetzt, wo mehr als zwei Jahre seit diesem Ereigniß verfloßen sind, hat sich unser Gram in Bedauern verwandelt. Wir sprechen oft von meiner Mutter, denn statt daß wir unsern Schmerz dadurch erneuen, scheint dieses ihn im Gegentheil zu lindern. Und mein Vater wiederholt dann oft eine sehr wahre Behauptung: Wenn wir einen unserer Bekannten durch den Tod verlieren, so nehmen wir die Nachricht davon vielleicht mit Betrübniß auf, betrachten es aber als eines derjenigen Ereignisse, die kommen müssen und in der Ordnung der Natur liegen; verlieren wir aber einen angebeteten Gegenstand, so ist es uns unmöglich, an unser Unglück zu glauben,

und es scheint uns, als ob ein solcher Fall nie eintreten dürfte.

„Das ist die Geschichte meiner Familie, liebenswürdige Rosa; meine Erzählung hat Sie Thränen gekostet, aber ich kann mich nicht kurz fassen, wenn ich von Der spreche, die ich so sehr liebte. Nun muß ich Ihnen auch bekennen, daß der Tod meiner Mutter meinen Charakter plötzlich verändert hat. Die Tollheiten und Lustparthien junger Leute, die früher mein Glück ausmachten, freuen mich nicht mehr. Ich habe mich mit größerem Eifer dem Studium hingegeben; der Wunsch, Talent zu erwerben, ist in mir rege geworden. Es ist mir, als ob die Theure, die nicht mehr unter uns weilt, von oben herab meinem Treiben zusähe, mich aufmuntere und meinen Erfolgen Beifall zulächle. Und außerdem muß ich meinen Vater trösten, meine Schwester beschützen. Zu diesem Zwecke muß ich mir einen Namen machen und durch mein Talent eine edle Unabhängigkeit verschaffen. O, es wird mir gelingen, ich hoffe es, ich fühle es an der Gluth, die mich beseelt!“

Die Augen des jungen Künstlers glänzten, seine Stirne schien zu strahlen und eines Kranzes zu harren. In diesem Augenblick sah er das hübsche, unbeweglich vor ihm sitzende Mädchen nicht mehr, die Liebe zu seiner Kunst beschäftigte ihn ausschließlich. Doch bald kehrten andere Gefühle in ihm zurück; er lächelte Rosa = Maria zu und sprach: „Nun bin ich kein Fremdling mehr für Sie. Sind Sie böse, daß Sie mich Ihr Bild malen lassen?“

„Nein! Aber was wollen Sie damit machen?“

„Ich behalte es für mich und bewahre es auf. Es ist mir doppelt theuer; erstens: weil es ein Versuch ist, der mir weit besser gelang als ich voraussetzte, und dann, weil es Ihre Züge sind; es wird mich sehr glücklich machen, das Bild zu betrachten, wenn ich Sie nicht mehr sehen kann.“

„Gehen Sie bald nach Paris zurück?“

„Heute Abend, Fräulein, heute Abend noch.“

Rosa-Maria erbleicht, wendet sich ab und stammelt: „Warum denn so schnell? Gestern gedachten Sie doch erst in fünf bis sechs Tagen zurückzukehren.“

„Weil ich heute Morgen einen Brief von meinem Vater erhalten habe. Er verlangt mich wiederzusehen, er ist etwas unpäßlich.“

„O, Sie haben recht, Herr Leopold, Sie müssen bald gehen. Somit sehen wir uns heute zum letzten Mal!“

„Wenn ich das denken müßte, wäre ich zu unglücklich, Fräulein. O, ich komme bald, so bald als möglich wieder. Jetzt, wo es die Gelegenheit mit der Eisenbahn gibt, ist es eine Kleinigkeit.“

„Ja, aber... ich werde nicht immer im Walde sein. Ich bin seit einigen Tagen bloß deshalb hergekommen, weil ich bei einer Dame unserer Bekanntschaft, welche in Fontainebleau wohnt, arbeitete. Sie hatte Hemden zu machen und da ich gut weiß und fein nähen kann, hat sie meinen Vater gebeten, mich helfen zu lassen. Weil ich nun gern spazieren gehe, eine Freude daran habe, Blumen zu pflücken

und mit den Waldwegen genau bekannt bin, schweifte ich bisweilen etwas umher... so sah ich Sie malen; es würde aber, glaube ich, besser gewesen sein, wenn ich geraden Weges gegangen wäre.“

Die Stimme des jungen Mädchens hat sich verändert; sie schlägt die Augen nieder, zerkrümpelt ihre Schürze, beißt sich in die Lippen und thut ihr Möglichstes, damit der junge Maler nicht bemerken solle, daß es ihr weinerlich zu Muth sei.

Viele jungen Leute hätten die Bewegung des hübschen Kindes benützt, um ihr einige Gunstbezeugungen zu rauben; denn wenn ein junges Mädchen lebhaft gerührt ist, hat sie wenig Kraft, sich zu vertheidigen. Zum Glück für Rosa-Maria empfand der junge Maler aber eben so viel Achtung als Liebe für sie; er begriff diese unschuldige und naive Seele, welche seinen Versprechen Glauben schenkte; er hätte sich geschämt, einen Gedanken zu haben, den er nicht laut hätte aussprechen können. Auch war Leopold nicht mehr wie die meisten jungen Leute, welche nur an das Vergnügen denken und überall darnach jagen, wo sich eine Gelegenheit darbietet. Die Liebe zu seiner Kunst hatte seinen Gedanken und seinen Neigungen einen höhern Schwung gegeben. Jene vorübergehlichen Liebshäften, die ihm im zwanzigsten Jahre so entzückend geschienen, waren jetzt ohne Reize mehr für ihn. In der Liebe gleich wie in der Malerei suchte er das Schöne, Wahre, Natürliche, und beim Zusammentreffen mit Rosa-Maria hatte ihm eine innere Stimme gesagt, daß sie alles Dieses vereine.

„Fräulein!“ sagte Leopold, indem er sich der Jungfrau nähert, sie bei der Hand nimmt und diese herzlich drückt: „Sie haben mir gesagt, Sie wohnen in dem Dorfe Avon; wären Sie vielleicht so gütig, mir die Adresse Ihres Herrn Vaters zu geben? Wenn ich zurückkehre, würde ich mir die Freiheit nehmen, Sie zu besuchen... Sie erlauben mir es doch, nicht wahr? Und da Sie Ihr Vater so lieb hat, bin ich gewiß, daß er mich gut aufnehmen wird. Sie sagen ihm zum Voraus, daß ich mich immer achtungsvoll und ganz wie es sein soll gegen Sie betragen habe.“

„Ach, wenn Sie nach Paris zurückkommen, denken Sie nicht mehr an das junge Mädchen vom Fontainebleauer Wald!... Man sagt, die jungen Leute hätten gar vielerlei Unterhaltung in Paris.“

„Haben Sie die traurige Geschichte schon vergessen, die ich Ihnen erzählte? Ich versichere Sie, seit ich das Unglück hatte, meine Mutter zu verlieren, bin ich nicht mehr so leichtsinnig, so gleichgültig und flatterhaft wie früher! Vorher glich ich all' den jungen Leuten, die nur an ihr Vergnügen denken. Jetzt bin ich besonnen und vernünftig... oft zankt mich sogar mein Vater, weil er meint, ich sei es zu sehr. Ich werde Sie nicht vergessen, reizende Rosa, selbst wenn ich nicht das Glück hätte, Ihr Portrait zu besitzen. O, aber weil Sie jetzt gerade da sind, würden Sie mir den Gefallen thun, noch ein letztes Mal zu sitzen?... nur noch ein halbes Stündchen... wegen eines Theiles, mit dem ich nicht ganz zufrieden bin!“

Rosa = Maria verzieht ihr holdes Gesichtchen ein

bischen, setzt sich wie gewöhnlich auf den Baumstamm und murmelt: „Da es Ihnen Vergnügen macht und es das letzte Mal ist, will ich es nicht verweigern. Wenn Sie übrigens Etwas an meinem Gesichte verbessern wollen, so ist der Augenblick nicht gut gewählt . . . ich habe rothe Augen und bin schlechter Laune.“

„Nein, nein, nicht wegen des Gesichtes . . . So, jetzt sitzen Sie recht . . . o, es wird bald geschehen sein.“

Der junge Maler stellt das Bild des jungen Mädchens auf seine Staffelei, nimmt seine Pinsel zur Hand und macht sich gleich an's Geschäft. Anfangs behält das reizende Original seine ernste Miene, nach einer Weile verklärt aber ein liebliches Lächeln Rosa's Züge, und sie fragt: „Erlauben Sie, daß ich sprechen darf?“

„O, so viel Sie wollen! es wird mir um so lieber sein, denn Sie sehen und zu hören ist ein doppeltes Vergnügen für mich.“

„Und es hindert Sie nicht am Malen?“

„Durchaus nicht, und selbst wenn ich in diesem Augenblick Ihr Gesicht malte, würde es mich keineswegs geniren. Ich habe bisweilen den Sitzungen von berühmten Künstlern beigewohnt und ich versichere Sie, diese sind nicht der Ansicht solcher, welche ihren Originalen eine völlige Unbeweglichkeit anempfehlen: weit entfernt! Sie unterhalten sich während der ganzen Sitzung mit ihnen und auf diese Weise fassen sie den Geist der Physiognomie auf, den sie

durch einen Blick, ein Lächeln oder den Ausdruck einer Empfindung beurtheilen und begreifen lernen. Was erhält man dagegen, wenn man einer Person, welche man malt, vollkommene Regungslosigkeit anempfiehlt? Ein kaltes, gelangweiltes, ausdrucksloses Gesicht, deshalb hat auch das Bild nie den Reiz, das Leben und den Charakter, den man ihm gerade zu geben suchen sollte. Sprechen Sie nur, Fräulein Rosa, ich höre Ihnen zu."

"Sie haben mir die Geschichte Ihrer Anverwandten erzählt, ich will Ihnen die der meinigen erzählen. O, sie wird kurz sein! Vor allen Dingen heißt mein Vater Hieronymus Gogo; er hat zwei Brüder, welche natürlicher Weise meine Oheime sind, aber ich kenne sie nicht; allem Anscheine nach haben sie frühzeitig ihre Heimath verlassen; sie sind aus der Gegend von Orleans gebürtig, wo ihr Vater ein einfacher Landmann war, wie der meinige. Er hatte auch eine Schwester, aber diese ist schon lange todt. Sie hat, glaube ich, einen Sohn hinterlassen, der also mein Vetter ist; aber ich kenne Niemand von der ganzen Familie. Sie werden bald begreifen, warum: mein Vater ist Landmann geblieben... Bauer, wie man in der Stadt sagt, während seine Brüder so viel es scheint Glück gemacht haben oder wenigstens eine große Rolle in der Welt spielen... deshalb kommen wir nicht mit ihnen zusammen."

"Wie? sind Ihre Onkel stolz... wären sie einfältig genug, sich ihres Ursprungs zu schämen?"

"Ich weiß nicht... ich kann es nicht bestätigen..."

es ist möglich, daß sie meinen Vater immer noch lieben und bloß durch ihre Geschäfte und Angelegenheiten in Paris zurückgehalten und verhindert werden, uns zu besuchen. Alles, was ich weiß, ist, daß mein Vater sehr an ihnen hängt. Er spricht oft von seinen beiden Brüdern Eustachius und Nikolaus, und ruft dann immer aus: „Ach! wenn ich Zeit hätte, würde ich sie besuchen, sie in meine Arme schließen und Dich ihnen vorstellen.“

„Und was machen Ihre Oheime in Paris?“

„Was sie machen? Je nun! Glück wie es scheint.“

„Das ist aber kein Geschäft; ich wollte wissen, was sie treiben.“

„Was sie treiben?... warten Sie... Der Älteste, Nikolaus Gogo, ist Handelsmann oder Bankier, ich weiß es so genau nicht. Dieser ist aber, so viel es scheint, der Reichere; der Andere, Eustachius Gogo, beschäftigt sich... mein Gott! wie soll ich Ihnen das erklären... mit... Geist;... er muß viel besitzen, weil er damit handelt.“

„Mit Geist handeln... das verstehe ich nicht recht, außer wenn Sie sagen wollen: er handle mit Liqueurs.“

„Nein, das meine ich nicht; er schreibt Sachen, die gelesen werden und macht Werke, die man in den Schauspielhäusern aufführt.“

„Ach! jetzt verstehe ich Sie; Dieser ist Dichter oder Schriftsteller.“

„So ist es, Herr Leopold, Schriftsteller... ja... Nicht wahr, man muß sehr genial sein, um Schriftsteller zu werden?“

„Das sollte der Fall sein, Fräulein; leider ist es aber nicht mehr so. Man hat diesen Titel gleich vielen andern entheiligt und entwürdigt! Ein Mensch, der in seinem Leben zwei Drittel eines Baudeville's gemacht, ein paar Artikel in die Zeitungen gerückt hat und bisweilen ein schlechtes Feuilleton zusammenflückt, dessen Süjet er aus andern Büchern entlehnt, heißt sich auch Schriftsteller, wie der Sudler, der einen Schild malt, sich ebenfalls den Titel eines Malers anmaßt; aber am Ende übt das Publikum immer Gerechtigkeit aus und beurtheilt einen Jeden nach seinen Werken. Ihr Herr Onkel mag übrigens allerdings ein verdienstvoller Mann sein. . . . Wie sagen Sie daß er heißt?“

„Wie mein Vater natürlich, da sie ja Brüder und Söhne eines Vaters sind. Eustachius Gogo heißt er.“

„Eustachius Gogo. . . das ist sonderbar! . . . Ich kenne eine Masse Schriftsteller, lese viel, gehe häufig in's Theater und doch habe ich diesen Namen noch nie gehört und gesehen.“

„Er ist übrigens ziemlich auffallend. Kurz, meine Onkel sind glücklich in Paris und mein Vater, der nicht vom Ehrgeiz beseelt wurde, ist Landmann geblieben. Er verheirathete sich und ließ sich mit seiner Frau in Avon, dem Geburtsorte meiner Mutter, nieder. Meine Eltern liebten sich ebenso zärtlich wie die Ihrigen. Aber meine Mutter starb, ehe ich fünf Jahre alt war; ich kann mir sie nicht mehr vorstellen wie Sie sich die Ihrige; indeß ist mir doch ein un-

bestimmtes, undeutliches Bild in Erinnerung geblieben, welches ich mir oft in meinen Gedanken klarer zu vergegenwärtigen suche. Es ist mir noch im Gedächtniß, daß sie mir zulächelte, daß sie schön, ihre Stimme sanft und sie immer liebevoll gegen mich war. Aus allem Diesem zusammen bilde ich mir meinen guten Engel, der über mich wacht, wenn ich schlafe und mich schützt, wenn ich wach bin... Ach, nicht wahr, so muß man sich seine Mutter stets vorstellen?"

Leopold malte nicht mehr; er blickte Rosa-Maria an und hörte ihr andächtig zu.

Nach einigen Minuten des Schweigens fährt die Jungfrau fort: „Jetzt kennen Sie uns auch. Mein Vater heißt Hieronymus Gogo und ein Jedes aus dem Dorfe kann Ihnen unsere Wohnung zeigen. Mein Vater ist ganz einfach, ganz schlicht, denn er hat keine Erziehung genossen, aber er ist ein rechtschaffener Mann. O, in diesem Punkte kann ihn Keiner übertreffen! Außerdem ist er gutmüthig und hat ein weiches Herz; bisweilen ist er zwar auch ein wenig hitzig, ein wenig ungestüm, aber nie böseartig und gehässig. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß er mich zärtlich liebt; ich bin sein einziges Kind, Alles was ihm von der theuern Gattin übrig blieb; deshalb hat mir auch mein Vater, der mein Glück will und eine Zukunft für mich träumte, die sich wahrscheinlich nie verwirklichen wird... eine sorgfältige Erziehung geben lassen und mich in die Schule nach Fontainebleau geschickt. Ich bin zwar

nicht sehr gelehrt, aber ich kann doch ziemlich gut schreiben und rechnen, und man sagt auch, ich spreche ordentlich. Ich denke nun, das sei hinreichend für ein Frauenzimmer, welches allem Anscheine nach bestimmt ist, in einem Dorfe zu leben und zu sterben. Mein Vater hat freilich andere Gedanken; er hat schon oft zu mir gesagt: „Ich habe Unrecht gehabt, es nicht meinen Brüdern nachzuthun, nicht wie sie den Pflug zu verlassen und mich in der Stadt zu etabliren, ich wäre vielleicht auch reich geworden und Du hättest eine gute Heirath machen und glücklicher sein können.“

„Ah, so spricht Ihr Herr Vater?“

„Ja; aber ich antworte immer, daß ich durchaus ohne Ehrgeiz sei, mich recht glücklich in meiner gegenwärtigen Lage befinde und nicht für's Stadtleben taue.“

„Wie, Fräulein Rosa, würde es Ihnen unangenehm sein, in Paris zu leben?“

„Ja... das heißt... vor kurzer Zeit noch hätte es mich entsetzt... aber jetzt, meine ich, könnte ich mich vielleicht eher daran gewöhnen... in Gesellschaft von Leuten... kurz... Doch ich werde genug gegessen haben, nicht wahr?“

„Wenn Sie ermüdet sind...“

„O, nicht deshalb, aber ich muß nach Hause gehen, denn ich befürchte, mein Vater könnte in Unruhe sein.“

„In diesem Falle wage ich es nicht, Sie länger aufzuhalten und doch werde ich Sie morgen und

in den nächsten Tagen nicht sehen, wie es mir zur süßen Gewohnheit geworden war."

"Sie haben gesagt, daß Sie wiederkommen werden... Ist es wahr?"

Der junge Maler tritt auf Rosa = Maria zu und läßt seine Augen auf ihr ruhen, die vielleicht beredter sprechen, als er es mit Worten im Stande gewesen wäre, denn das junge Mädchen reicht ihm die Hand und spricht: „Dann wird mir die Zeit weniger lang... ich denke an Ihre Wiederkehr und harre derselben.“

„Sie werden also an mich denken?“

Rosa = Maria vermag es nicht, zu antworten, aber ihre Blicke reden so ausdrucksvoll wie Leopolds... und ohne sich gegenseitig ihre Liebe gestanden zu haben, war es den beiden jungen Leuten doch klar, daß es für sie auf Erden kein Glück mehr geben könne, so lange sie von einander entfernt seien.

„Wohlan, ich gehe!“ sagt Rosa = Maria. „Ach, wollen Sie mich vorher mein Bild sehen lassen?“

„Gewiß, Fräulein!“

Der Maler reicht der Jungfrau die Leinwand, worauf sie abgebildet war. Rosa = Maria erröthet, als sie sich so hübsch sieht, und stammelt: „Finden Sie es denn ähnlich?“

„O freilich, Fräulein! Nie ist mir meine Arbeit so gut gelungen... Ich bin stolz darauf, Ihre Züge und Ihre Physiognomie so getreulich wiedergegeben zu haben. Ich schwöre Ihnen sogar, daß es nicht geschmeichelt ist... Sie sind es auf und nieder.“

„Meiner Treu, es ist möglich!... Sie wissen daß man sich selbst nicht kennt... Und Sie nehmen das Bild mit nach Paris?“

„Das versteht sich!“

„Und wo thun Sie es dort hin?“

„In meine... in mein Arbeitszimmer.“

„Und sehen Sie es alle Tage an?“

Leopold nimmt die Jungfrau bei der Hand und drückt diese an sein Herz.

„Nun, so will ich gehen... Leben Sie wohl, Herr Leopold.“

„Leben Sie wohl, Fräulein Rosa.“

„Und wann gedenken Sie zurückzukehren?“

„In drei Wochen oder spätestens in einem Monat.“

„Verschieben Sie es nicht, bis der Sommer vorüber ist und die Witterung trüb und unfreundlich wird.“

„Wenn sich auch die Witterung ändert... ich bleibe derselbe.“

„Auf Wiedersehen also!“

„Soll ich Sie nicht bis an das Ende des Waldes begleiten?“

„Nein... es könnte uns Jemand begegnen... Es ist noch nicht spät; außerdem kenne ich die Wege gut und werde das Dorf bald erreicht haben. Ich gehe... Adieu! Leben Sie wohl, Herr Leopold!“

„Nein, nicht Adieu, theure Rosa... sondern auf Wiedersehen!“

„Ach ja, auf Wiedersehen! das klingt weniger traurig... Nun denn, ich gehe!... Ach, dieses Mal bleibt es dabei!“

Mit diesen Worten überwindet sich das hübsche Mädchen gewaltsam, winkt mit der Hand dem jungen Maler ein Lebewohl zu und eilt auf einem der Waldwege davon."

Viertes Kapitel.

Die Räuber.

Rosa-Maria ging mit schnellen Schritten vorwärts und achtete nicht auf den Weg; aber ganz mit der Person beschäftigt, welche sie eben verlassen hatte, das Herz von Leopolds Bild erfüllt, seine Worte noch im Kopfe, ja in der Meinung, sie sehe und höre ihn noch, ihm im Geiste sogar Antwort gebend, ging sie weiter, ohne ihre Blicke auf den Pfad, die Bäume und den Wald zu richten; wenn aber unser Geist und unsere Seele sich anderswo befinden als unser Körper, so wird dieser selten dem richtigen Ziele folgen.

Nachdem Rosa-Maria ziemlich lange gelaufen war, schaute sie erstaunt, sich noch nicht außerhalb des Waldes zu befinden, um sich her und bemerkte an den sie umgebenden Gegenständen, daß sie von dem rechten Wege abgekommen und statt auf das Dorf zuzugehen, tiefer in den Wald eingedrungen war.

Das junge Mädchen ist ärgerlich über diese Verspätung, da sie aber zum Glück fast mit allen Waldwegen bekannt ist, weiß sie bald, wo sie sich befin-

det und wie sie in der kürzesten Zeit nach Hause gelangen kann.

Rosa-Maria hatte sich in einem ziemlich wilden Theil des Waldes und auf einen Pfad verirrt, der sie von Comery nach Fontainebleau führte. Die Jungfrau weiß, daß sie auf diesem Wege den andern finden wird, sie beeilt sich also ihn zurückzulegen und hat beinahe sein Ende erreicht, als das Geräusch von hastigen Fußritten zu ihren Ohren dringt.

Rosa-Maria steht stille und horcht: die Tritte kommen näher. Zum ersten Mal vielleicht empfindend das junge Mädchen ein Gefühl des Schreckens, denn niemals war sie allein so tief im Walde gewesen. Sie beugt den Kopf vor, blickt durch das Laubwerk hindurch und sieht zwei in blaue Blousen gekleidete Männer — welche Kappen auf dem Kopfe haben, deren Schild ihnen fast die Augen bedeckt, und wie Köhler im Gesicht schwarz angestrichen sind — auf sich zu kommen.

Der Anblick dieser Männer, welche mit einer den Reisenden ungewöhnlichen Schnelligkeit ihres Weges einherrennen, vermehrt noch Rosa-Maria's Schrecken; mit einer fast maschinenmäßigen Bewegung bückt sie sich und verbirgt sich in einem daneben befindlichen dichten Gebüsch. Dort sucht sie, ohne sich zu rühren, kaum Athem holend, die beiden Männer zu beobachten und zu sehen, ob sie vorüber und weiter gehen.

Kaum ist das junge Mädchen eine Minute verstreckt, so lenken die beiden Individuen, welche sie von

Weitem bemerkt hat, in den Pfad ein. Statt auf dem Wege fortzulaufen, gehen sie in's Dickicht hinein, dort bleiben sie höchstens zwanzig Schritte von Rosa-Maria entfernt stehen und Diese sinkt fast in Ohnmacht, weil sie glaubt, die beiden Männer werden sie entdecken. Allein sie haben keine Ahnung, daß Jemand in ihrer Nähe ist, und die Jungfrau, welche mit Staunen gewahrt, daß dieselben unter ihren gewöhnlichen Blousen Beinkleider mit modernen Strümpfen und lackirte Stiefeln anhaben, kann nun ihr Gespräch vernehmen.

„Es wird nicht mehr lange anstehen bis er kommt ... Bist Du vorbereitet?“

„Ja; aber ich zittere ... es ist mir unmöglich ... ich habe den Muth nicht ...“

„Ei was! Du hast jetzt keine Wahl mehr ... vor einer Stunde bist Du in meinen Vorschlag eingegangen und nun muß gehandelt werden. Ich sehe auch nicht ein, welcher Muth dazu gehört, zu Zwei einen alten schwachen Mann anzufallen, der nicht den mindesten Versuch machen wird, sich in Wehr zu setzen ...“

„O, wenn er es aber thut, so wollen wir ihn gehen lassen, ihm wenigstens nichts zu Leide thun!“

„Beim Kuckuk! wie sollten wir das auch beginnen ... wir haben zwar Jeder ein Paar Pistolen bei uns, aber sie sind nicht geladen. Es handelt sich nur darum, dem Reisenden einen Schrecken einzujagen.“

„Ach, einerlei ... unsere Absicht ist sehr unrecht!“

„Ja, aber sechszigtausend Franken in Kassenscheinen könnten unsere heillos verwickelten Angelegenhei-

ten bedeutend in Ordnung bringen . . . und so viel hat der liebe Mann in seiner Briefftasche, er war einfältig genug, es zu dem Gastwirth zu sagen. Sie sprachen mit einander im Hofe und ich hörte hinter den Läden unserer Fenster im Erdgeschoße ihre Unterredung mit an."

"Wenn uns dieser Mann aber einst erkennen würde?"

"Kommen wir denn je mit ihm zusammen? Sehr schwerlich! Der gute Alte steht in keinem Verkehr mit der Gesellschaft, die wir besuchen . . . dieser Mensch hat keinen Zutritt in die Salons . . . es ist vielleicht ein reich gewordener Handwerker . . . ein Krämer, der sein Erbtheil eingezogen hat. Und abgesehen davon, bedenke doch, daß wir vollkommen verkleidet sind; diese Blousen, diese Mützen und die mit Kohlen geschwärzten Gesichter machen uns unkenntlich. Ich stehe Dir dafür, dieses Aussehen läßt unsere wahre Person nicht vermuthen."

"Das ist ein Glück!"

"Ich höre ein Pferd traben . . . das ist unser Mann."

"Ach, mein Gott!"

"Nun, mach' keine Dummheiten . . . hast Du Deine Pistolen in der Hand?"

"Ja . . . ja . . . ich habe sie."

"Ich will mich auf die entgegengesetzte Seite des Weges stellen, Du bleibst hier. Sobald er vorbei kommt, stürze ich seinem Pferde in die Zügel; Du thust ein Gleiches. Du sprichst kein Wort, hältst ihm

bloß die Mündung Deiner Pistole vor die Augen . . . ich besorge das Weitere. Du sollst sehen, es wird bald geschehen sein. Sind wir im Besitze der Briestafche, so gebe ich dem Pferde selbst einen tüchtigen Hieb, da wird es sich mit dem Reiter auf und davon machen, und dieser, das bin ich überzeugt, nicht mehr lange hinter sich blicken."

"Ach! ich zittere . . ."

"Du dauerst mich wahrhaftig . . . Der Reisende nähert sich . . . ich stelle mich auf meinen Posten."

Mit diesen Worten verläßt Der, welcher zuletzt gesprochen hat, und den meisten Muth zeigt, das Dickicht, eilt mit Blitzesschnelle über den Weg hinüber und stellt sich hinter einen Baum. Sein Begleiter bleibt in dem Gebüsch zurück, macht übrigens einige Schritte gegen den Weg hin, wobei er alle Augenblicke von Angst und Entsetzen ergriffen den Kopf umwendet und sich umsieht.

Rosa-Maria hat Alles gehört und ihr Schrecken nimmt immer zu, denn sie begreift wohl, daß die beiden nur wenige Schritte von ihr entfernten Männer die Absicht haben, eine schlechte Handlung zu begeben, Jemand zu bestehlen . . . und wenn sie wüßten, daß sich ganz in der Nähe ein Augenzeuge ihres Verbrechens befindet, wer weiß, ob sie nicht die Furcht, erkannt zu werden, zu einem noch entseßlicheren Frevel verleiten würde?

Auch wagt das arme junge Mädchen kaum Athem zu schöpfen, allein die Neugierde, die bei den Frauen von jeher größer war als die Furcht, wie dieses we-

nigstens in den ältesten Berichten von Loths Frau an bis auf Blaubarts Gattin hin bewiesen ist, die Neugierde hält Rosa-Maria aufrecht — und sie zertheilt sachte das Gesträuch, um das Vorgehende besser beobachten zu können. Während dessen schickt sie inbrünstiges Gebet und Flehen zum Himmel hinauf, er möchte doch Leute, Bauern oder Spaziergänger in diese Gegend schicken, damit die beiden Räuber genöthigt seien, ihren ehrlosen Plan aufzugeben.

Man hört Pferdegetrab auf dem Wege von Comery. Nach einer Weile erblickt man einen Reisenden auf einem bescheidenen Rosse, welches demüthig den Kopf gen Boden hängt. Der Reiter ist ein Mann von etwa sechszig Jahren, aber noch frisch, kräftig und gesund, und sein volles, fröhliches und heiteres Aussehen zeugen von Wohlbefinden und guter Laune. Sein Anzug ist der eines wohlhabenden Bürgers oder eines reichen Landmanns. Er hat eine Art Jagdrock von grünem Tuche mit glänzenden, weißen Metallknöpfen und Zwillichbeinkleider ohne Stege an, die sich durch die Bewegung des Pferdes so weit hinaufgeschoben haben, daß man das Obertheil der Stiefeln sieht; um den Hals hat er ein buntfarbiges seidenes Tuch und seine Kopfbedeckung bildet ein runder, breitgeränderter, niederer Hut, der sein Gesicht vollständig vor der Sonne schützt. So wie wir sie eben beschrieben, sieht die näher kommende Person aus; ein Felleisen und ein Reisesack sind dem Pferd auf den Rücken gepackt und der Reiter hat einen dünnen Eichenzweig in der Hand, dessen er sich als Reit-

gerte bedient, und welcher im Walde frisch geschnitten worden zu sein scheint.

„Vorwärts, Hammel, vorwärts, wir sind nicht mehr weit von Fontainebleau entfernt und dort darfst Du ausruhen und kriegst Heu... Du scheinst keinen Hunger zu haben, alter Hammel!“

Bei diesen Worten schlug der Reisende das Pferd mit seiner Gerte, aber so unbedeutend, daß man eher glauben konnte, er habe die Absicht, seinem Roß zu schmeicheln und ihm die Fliegen abzuwehren, als es zu schnellerem Schritte anzufeuern.

Raum hat das alte Thier in den Pfad eingelenkt, so stößt Der, welcher darauf sitzt, einen Schrei des Schreckens aus... die beiden Männer, die auf ihn gelauert hatten, traten aus dem Dickicht hervor und stürzen sich mit Gedankenschnelle dem Pferde in die Zügel... sie brauchen es nicht zu halten, denn das arme Thier, welches sich eben so sehr zu fürchten scheint wie sein Herr, ist von selbst stehen geblieben.

Der Reisende will einige Worte stammeln, um Gnade bitten, aber einer der beiden Männer läßt ihm keine Zeit; er setzt die Mündung seiner Pistole auf des Greisen Brust und sagt zu ihm: „Schnell Deine Briestafche oder Du bist des Todes!“

Der Reisende denkt nicht im Mindesten an einen Widerstand, er sucht hastig seine Seitentasche durch, zieht eine Briestafche heraus und reicht sie mit zitternder Hand einem der Räuber, indem er stammelt: „Thut mir wenigstens nichts zu Leide... ihr sehet, daß ich nicht widerspenstig bin.“

Der, an den diese Worte gerichtet sind, macht hastig die Briestafche auf, um sich zu überzeugen, ob sie die Summe enthält, die, wie er weiß, der Alte bei sich trägt. Mit einem einzigen Blicke sieht er, daß ein Päckchen Kassenscheine darin vorhanden ist. Er tritt somit zwei Schritte zurück, versetzt dem Pferde einen tüchtigen Hieb auf das Hintertheil, und dieses trabt fort und trägt seinen Herrn davon, der bereits noch weiter in seiner Tasche suchte und sich anschickte, auch seine Börse den Räubern zu geben.

„Es ist geschehen... die Geschichte ist vorüber,“ beginnt Derjenige, welcher den Reisenden bedroht hat. „Der arme gute Kerl würde uns sogar seinen Reisefack gegeben haben, wenn wir ihn begehrt hätten... aber was wir hier haben ist von größerem Nutzen... Komm, wir wollen schnell unsere Kleider wieder anziehen und uns säubern. Komm doch... wie Du so blaß aussehst!...“

„Ach, mir ist, als ob mich meine Beine nicht mehr trügen!...“

„Komm, Komm! wir haben jetzt keine Zeit uns aufzuhalten: wir müssen fort von hier.“

Mit diesen Worten hat der Räuber seinen Gefährten beim Arme genommen und führt ihn oder schleppt ihn vielmehr weg. Sie lenken in einen schmalen Pfad ein und gehen auf einem, dem des Reisenden, welchen sie beraubt haben, gerade entgegengesetzten Wege fort, bald verschwinden sie im Gehölze und ihre Schritte verhallen in der Ferne.

Dann erst steht Rosa-Maria, welche immer

regungslos und aufmerksamen Ohres geharrt, leise auf und wagt aus dem dichten Gesträuche, wörein sie sich verborgen hatte, hervorzutreten. Bläß und zitternd ist das Mädchen eine Zeit lang von solcher Furcht ergriffen, daß sie nicht die Kraft fühlt, den Wald zu verlassen; ihre Beine schwanken und sie ist genöthigt, sich auf die nahen Zweige zu stützen, um sich aufrecht zu erhalten. Die That, welche sie mit angesehen, scheint ihre Sinne gelähmt zu haben; beim geringsten Geräusche des Laubwerks bildet sie sich ein, es rühre von den zwei in Blousen gekleideten Männern her, die wieder zurückkommen, und hält sich dann für verloren. Endlich, nachdem die arme Kleine mehrmals mit der Hand über ihre Stirne gefahren, sucht sie ihren Muth mit dem Gedanken zu beleben: „O, diese Männer kommen nicht mehr, es ist von zu großer Wichtigkeit für sie, sich zu entfernen... Der arme Alte!... ihn vielleicht seines ganzen Vermögens zu berauben... und er sprach kein Wort, er vertheidigte sich nicht einmal... Ach! das ist ein Glück, denn diese Räuber hätten ihn getödtet, obgleich sie sagten, ihre Pistolen seien nicht geladen. Und ich konnte dem armen Manne nicht einmal beistehen. Ach, ich kann mich jetzt selbst noch kaum aufrecht halten!... O, ich will schnell fortgehen und mich niemals wieder allein in diesen Wald wagen! Wenn Herr Leopold wieder kommt, um in dieser Gegend zu malen, werde ich ihm es streng verbieten, hierher zu gehen. Vorwärts!... mein Gott, mein Weg ist derselbe, den die beiden Männer ein-

geschlagen haben . . . wenn ich ihnen begegnete . . . doch nein, sie werden entflohen sein. O, das waren keine gewöhnlichen Räuber, das habe ich wohl gesehen, und sie halten sich auch nicht gewöhnlich im Walde auf."

Rosa-Maria verläßt das Gebüsch, kehrt auf den vor ihr liegenden Weg zurück, späht in die Ferne, ob sie Nichts mehr von den beiden Räubern erblicke, macht einige Schritte, strauchelt aber bald an einem zu ihren Füßen liegenden Gegenstand.

Das junge Mädchen schaut auf den Boden und sieht ein hübsches, kleines, höchst elegant und ausgezeichnet eingelegtes Pistol, dessen Kolben auf eine ganz besondere Weise geschnitzelt ist, auf dem Grase liegen.

"O, das gehört ohne Zweifel einem dieser abscheulichen Menschen," denkt Rosa-Maria, das Pistol zu ihren Füßen genauer betrachtend.

Dann zögert sie einige Augenblicke, unentschlossen, ob sie die Waffe aufheben und mitnehmen soll. Aber plötzlich, wie von einer innern Eingebung beseelt, bückte sie sich, nimmt das Pistol, steckt es in die Tasche ihrer Schürze und spricht bei sich: "O ja . . . ja, da es der Zufall fügte, daß ich diese Waffe fand, bin ich vielleicht später einmal dadurch in den Stand gesetzt, Diejenigen zu erkennen, welche den armen Greisen beraubt haben, der so gutmüthig und so heiter aussah, ehe sie ihn anhielten. Ach, ich wäre sehr glücklich, wenn ich ihm eines Tages dazu verhelfen könnte, das Gestohlene zurück zu erhalten . . . Ich will das Pistol mitnehmen

und schnell laufen, bis ich bei meinem Vater bin. Und die Jungfrau eilte nun ebenso flink und so leicht wie eine vom Jäger verfolgte Hirschkuh vorwärts und mäßigte erst ihre Schritte, als sie den Wald hinter sich hatte.

Fünftes Kapitel.

Hieronymus Gogo.

Hieronymus Gogo ist ein Mann von sechsundvierzig Jahren, seine Gesichtszüge sind frei und offen, er richtet seine blauen Augen fest auf Diejenigen, mit denen er spricht... es sehen Einen aber nicht alle Leute so an; sein oft halbgeöffneter Mund und seine dicken Lippen lassen zwar auf keine Schlaubeit schließen, sind aber auch keine Zeichen von Falschheit; und wenn gleich sein Gesicht nicht vornehm aussieht, so liegt doch ein Gepräge von Güte und Wohlwollen darin, welches zu seinen Gunsten einnimmt. Er ist nur von mittlerer Größe, aber seine kräftigen und muskulösen Formen verrathen einen Mann, der Einem die Faust tüchtig zu drücken weiß. Hieronymus Gogo ist in der That mit außerordentlicher Körperstärke begabt, er sucht aber diesen Vorzug nicht zu benützen, denn seine Herzensgüte und sein friedliebender Charakter bewahren ihn davor, dieselbe häufig an den Tag zu legen. Wenn es übrigens eine Veranlassung gibt, wo sich Hieronymus entschließt, Gebrauch von seiner Körperstärke zu machen, so gnade Gott Dem, der sich

der Gefahr ausgesetzt hat, die Macht derselben fühlen zu müssen; es wird ihn zu der Einsicht bringen, daß die Männer, die im Leben am umgänglichsten und sanftesten, auch am meisten zu fürchten sind, wenn man sie außer sich bringt.

Hieronymus hat keine Erziehung erhalten, doch hat er lesen, schreiben und rechnen gelernt, da er aber Landmann geblieben ist, hat er nicht oft Gelegenheit zum Schreiben gehabt; er liest nicht mehr, weil es ihn einschläfert, und es ist ihm zur Gewohnheit geworden, nie anders als mit den Fingern zu zählen. Hieraus ergibt sich, daß Rosa-Maria's Vater beinahe nicht mehr schreiben kann, statt des Lesens buchstabirt und seine Sprache schlecht spricht; da ihn dieses aber nicht am Arbeiten, Säen, Land bauen und Pflanzen hindert, ist er zu seinem Geschäfte geschickt genug.

Wenn Hieronymus für seine Person auch ohne Ehrgeiz war und sich als Landmann für geschickt genug hält, so denkt er doch in Betreff seiner Tochter anders. Rosa-Maria ist der Abgott ihres Vaters, sein Glück, seine Freude, sein Ruhm, seine Hoffnung, und er würde sich für strafbar gehalten haben, wenn er seiner Tochter nicht hätte die Erziehung ertheilen lassen, die ihm fehlte. Er hatte gedacht, daß vielleicht der Zufall oder Umstände seine Tochter unter diese Leute bringen könnte, mit welchen er nicht in Verkehr gekommen, und er wünschte, daß wenn dieses der Fall sein würde, seine Rosa-Maria sich zeigen könne, ohne lächerlich zu erscheinen oder un-

wissend und verlegen zu sein. Deshalb hat er seine Tochter in die Schule nach Fontainebleau geschickt und sie dann bei achtungswerthen Frauenzimmern, welche die weitere Sorge für ihre Erziehung übernahmen, in allen feinen weiblichen Handarbeiten unterrichten lassen, die sie Niemand in ihrem Dorfe hätte lehren können.

Rosa-Maria erlernte Alles mit Leichtigkeit. Sie schrieb eine hübsche Handschrift, sprach besser und gewählter als die andern Landmädchen, sticte und festonnirte geschmackvoll; daher hing ihr Vater auch mit eben so viel Liebe als Bewunderung an ihr. In seinen Augen war seine Tochter eher geschaffen, um in der Stadt zu glänzen, als im Dorfe zu bleiben, und er sagte, sie in seine Arme schließend, oft zu ihr: „Mein liebes Kind, ich bedaure es, Dich hier in unserm Häuschen behalten zu müssen, wo Du nur den Hühnerhof und unsere Nachbarn zur Gesellschaft hast, die um Weniges geschiedter sind als unsere Hühner. Ich bin ein Egoist, daß ich Dich hier behalte, denn Du bist klüger als wir Alle; Du bist gelehrt, sprichst gut, verfertigst gleich einer wahren Fee die niedlichsten Arbeiten, Du bist in der That zum Leben in der großen Welt mit den Vornehmen geboren und würdest in ihrer Gesellschaft eine gute Parthie treffen, weil Du außer Deinen Talenten auch sehr hübsch bist... und das Allerbeste ist, daß Du gutmüthig und gefühlvoll bist, kurz, daß Du Eigenschaften hast, die man gewöhnlich im Vereine mit der Schönheit nicht findet.“

Dann küßte Rosa-Maria ihren Vater zärtlich und erwiderte: „Ihr seid allzu gütig gegen mich, mein Vater, und betrachtet mich mit viel zu großer Rücksicht. Ihr haltet mich für gelehrt, für talentvoll... aber wenn ich in der Stadt wäre, würde das gegenüber von den Kenntnissen der schönen Fräulein dort, welche fast alle in Anstalten erzogen werden, wo man sie unterrichtet wie Prinzessinnen, von sehr geringer Bedeutung sein. Laßt mich bei Euch in diesem Dorfe wohnen; hier bin ich glücklich, erstens weil ich in Eurer Nähe bin und dann weil ich nie den Wunsch empfunden habe, die Freuden der Stadt kennen zu lernen. Ich bin jetzt eben so wenig ehrgeizig als Ihr es gewesen seid, aber in Paris würde ich es vielleicht werden; ich würde die Damen um ihre schönen Kleider und ihren Puß beneiden und dann nicht mehr so zufrieden und vergnügt sein wie hier, wo ich Allen gefalle.“

Hieronymus Gogo wußte Nichts hiegegen einzuwenden und wäre überdies sehr unglücklich gewesen, wenn er sich von seiner Tochter hätte trennen müssen; allein er würde sich ohne Murren darein gefunden haben, wenn er gedacht hätte, sie sei entfernt von ihm glücklicher.

Das kleine Haus, welches Rosa-Maria's Vater gehört, ist das eines wohlhabenden Landmanns und dazu, was seltener ist, eines solchen, bei dem es so reinlich und geordnet aussieht wie bei einem Bürgersmann. Dieß war Rosa-Maria's Werk, welche, da sie Gelegenheit gehabt hatte, den Unterschied zwischen

einer Stube in der Stadt und einer auf dem Dorfe zu beobachten — selbst wenn die Bewohner gleich vermögend sind — es dahin zu bringen gewußt hatte, die Wohnung ihres Vaters so hübsch einzurichten, als die einer Familie in Fontainebleau. Es hatte das junge Mädchen viele Mühe gekostet, weil die Landleute im Allgemeinen in einer Unordnung und Unreinlichkeit leben, die der Natur keine Ehre machen und ganz zu Gunsten der civilisirten Menschen sprechen.

In einem Bauernhause weiß man selten, was Wachs, Reibebürsten, Staubbesen und Kehrwische sind; und wenn je ein Staubbesen vorhanden ist, so muß er mehrere Jahre dauern, oft sogar mehreren Geschlechtern dienen; Plattenböden sind Gegenstände des Luxus, die man nicht in allen Gemächern des Hauses trifft, auch Tapeten trifft man selten, jedenfalls ist kein Verschlag damit überklebt.

Aber Rosa-Maria's Bestreben war es zu verdanken, daß die Haushaltung ihres Vaters so reinlich und geordnet besorgt war; diese galt in den Augen der Landleute sogar für prachtvoll. Trat man in eine Stube, so wußte man doch, wo man den Fuß hinsetzen konnte, und brauchte keine Sorge zu tragen, man beschmutze sich, wenn man sich auf einen Stuhl niederlasse. Der alten Magd, aus welcher die ganze Dienerschaft bestand, war es schwer angekommen, sich an das Reinigen und Abreiben der Möbeln zu gewöhnen; sie hatte sogar anfangs über die Capricen des jungen Mädchens gemurrt, welches verlangte,

daß man die mit Staub bedeckten Gegenstände abwische, da sie es für sehr überflüssig hielt; denn, sagte sie, wozu nützt das Abstauben heute? morgen ist es doch wieder so. Aber Rosa-Maria war ihr mit gutem Beispiele vorangegangen und die Bäuerin hatte sich nach und nach daran gewöhnt und eingesehen, daß das tägliche Reinmachen nicht überflüssig ist.

Fünf Uhr schlug es eben auf der großen Wanduhr in der untern Stube, wo in Hieronymus Gogo's Haus gewöhnlich die Mahlzeit gehalten wird. Fünf Uhr Nachmittags... und Rosa-Maria war um acht Uhr Morgens sogleich nach dem Frühstück fortgegangen, um sich nach Fontainebleau zu begeben, und gewöhnlich kehrt sie zum Mittagessen nach Hause zurück, welches um drei Uhr aufgetragen wird: die Stunde, wo ihr Vater vom Felde heimkommt.

Hieronymus hat nirgends Ruhe; alle Augenblicke geht er aus der untern Stube hinaus und stellt sich unter die Hausthüre; dort blickt er nach der Chaussee hin, kehrt wieder in das Haus zurück, geht dann abermals hinaus und ruft: „Wo mag Rosa so lange bleiben?... sie weiß, daß das Mittagessen immer um drei Uhr fertig ist, weil ich da von der Arbeit heimkomme und gern meinen Appetit stille, während ich mit ihr plaudere.“

„Will der Herr nicht vielleicht, bis sie kommt, Etwas essen?“

„Essen... ohne meine Tochter?... O, ich habe keinen Hunger mehr... Das ist sehr sonderbar, es ist

das erste Mal, daß sie nicht vor mir heimgekommen ist.“

Die alte Magd sucht die Besorgnisse ihres Herrn zu beschwichtigen, indem sie sagt: „Unsere Jungfer ist vielleicht von der Frau in Fontainebleau, bei der sie das Nähen und Kleidermachen gelernt hat, aufgehalten worden . . . es kann leicht eine Arbeit da gewesen sein, die hat heute noch fertig werden müssen. Mamsell Rosa ist so gefällig, daß sie ihr diesen Dienst wird nicht haben abschlagen können.“

„Ja, ja, ich weiß wohl, daß dieses der Fall sein kann, aber meine Tochter weiß auch, daß ich sie gerne daheim finde, wenn ich vom Geschäfte komme; daß ich glücklich bin, wenn ich ihr dann einen Kuß geben und sie in die Wange zwicken kann; sie weiß, daß ich mir Sorgen mache und mich quäle, wenn ich sie nicht gleich sehe, und da sie sonst so gut und so zuvorkommend gegen ihren Vater ist, begreife ich nicht, wie es kommen mag, daß sie mich zwei Stunden warten und in Unruhe läßt, es möchte ihr denn Etwas zugestoßen sein? . . . Ei, der Kuckuk! seit einiger Zeit geht sie alle Tage in die Stadt! . . . ich fürchte, daß sie am Ende eine gefährliche Bekanntschaft macht, denn mein Nöschen ist gar hübsch . . . Wenn ihr schlechte Kerle abgepaßt und sie verfolgt hätten! . . .“

„Ei, mein Gott, Herr, setzt Euch doch keine solche Gedanken in den Kopf; glaubt ihr denn, die Mamsell höre den nächsten Besten an? Sie, die so tugendhaft und so bescheiden ist?“

„O, ich weiß, daß meine Tochter tugendhaft ist,

Manon, aber die Tugend schützt nicht vor den Angriffen eines Unverschämten."

"Ich sage es Euch noch ein Mal, Herr, es ist von hier nach Fontainebleau Nichts zu fürchten, man begegnet immer Leuten und es stehen überall Häuser an der Straße."

"Ja, wenn man nicht durch den Wald geht. Ich habe Rosa oft gerathen, diesen Weg zu meiden, aber die jungen Mädchen laufen gern herum, suchen gerne Blumen und wenn es so heiß ist wie heute, ist Einem der Schatten lieber als die breite Chauffée. Mein Gott, wenn Rosa durch den Wald gegangen und auf Jemand Gefährliches gestoßen wäre..."

"Warum stellt Ihr Euch denn aber solche Dinge vor, Herr?"

"Warum? Siehst Du denn nicht, daß es immer später wird und meine Tochter nicht kommt? ... O, ich halte es nicht mehr aus, ich muß nach Fontainebleau zu Frau Durand laufen ... mich erkundigen, ob Rosa noch da ist, fragen, um welche Zeit sie dort fort ging und dann ... O, ich muß mein Kind wiederfinden, wissen, was aus ihm geworden ist!"

Und ohne weiter auf die Magd zu hören, nimmt Hieronymus seinen Hut und seinen Stock und verläßt sein Haus; er ist bereits im Begriffe, Fontainebleau zuzugehen, hat aber noch keine zwanzig Schritte gemacht, als er ein junges Mädchen auf sich zueilend sieht. Er stößt einen Freudenschrei aus, denn er hat Rosa-Maria erkannt.

Die Jungfrau fliegt in die Arme ihres Vaters

und ruft aus: „Ach, nicht wahr, Ihr waret in Sorgen um mich?“

„Ja, ja, mein Kind . . . Du böses Mädchen, so spät heim zu kommen! Doch jetzt bist Du da, ich will Dich nicht lange zanken.“

„Mein guter Vater!“

„Aber, sag', Du bist ganz blaß, Deine Züge sehen angegriffen aus . . . es ist Dir also Etwas begegnet? Ich war nicht mit Unrecht in Sorgen?“ . . .

„Ja, mein Vater, ja . . . O, ich habe eine große Furcht ausgestanden!“

„Furcht? . . . Armes Kind komm, komm, ruhe aus und erzähle mir Alles.“

Hieronymus kehrt mit seiner Tochter in's Haus zurück. Dort heißt er sie niedersitzen, nöthigt sie, ein wenig Wein zu trinken, stellt sich dann vor sie hin, ergreift ihre beiden Hände und wartet banges Herzens bis sie ihm mittheile, was ihr begegnet ist. Dann erzählt Rosa-Maria ihrem Vater den frevelhaften Angriff, den sie mit angesehen und theilt ihm genau das Gespräch der beiden Männer mit, welche den Reisenden bestohlen haben.

Hieronymus athmete kaum, so lange seine Tochter sprach; sobald aber Rosa-Maria ihre Erzählung beendigt hat, nimmt er sie beim Kopfe, küßt sie mehrmals auf die Stirne und ruft aus: „Arme Kleine! wenn Dich aber diese beiden Elenden gesehen hätten? . . . O, mein Gott! ich danke Dir, daß Du meine Tochter überwacht hast! . . . Jetzt siehst

Du ein, Rosa, welchen Gefahren Du Dich aussetzt, indem Du durch den Wald gingst!"

"Ach ja, mein Vater, ich habe Unrecht gehabt, aber ich verspreche es Dir, ich gehe nie wieder hin, denn die Erinnerung an dieses Abenteuer wird nicht so leicht aus meinem Gedächtnisse schwinden."

"Ich glaube es; Du mußt eine entsetzliche Furcht ausgestanden haben... Ach sieh', Nichts als der Gedanke an Deine Lage, in der Nähe dieser Diebe, wo Du es nicht wagen durftest, Dich zu rühren, weil sie Dich, wenn sie Dich erblickt hätten, aller Wahrscheinlichkeit nach getödtet haben würden... ist mir peinlich und erstickt mich fast."

"Beruhiget Euch, mein Vater, jetzt bin ich ja wieder bei Euch..."

"Und gehst nicht mehr in den Wald?"

"O nein, ich schwöre es."

"Das läßt sich hören... Ach, wie hätte ich den beraubten Reisenden vertheidigt, wenn ich in jenem Augenblicke dort gewesen wäre; wie hätte ich mit einem Faustschlage die Schurken zu Boden gestreckt!"

"O ja, das hättet Ihr; aber ich, mein Vater, war nicht stark genug zu seiner Vertheidigung und die Furcht gestattete mir nicht, um Hülfe zu rufen."

"Du hast wohl daran gethan zu schweigen, arme Kleine, denn ich sage Dir, sie hätten Dich umgebracht! Auf solche Weise wird man aus einem Räuber ein Mörder... die Furcht, von einem unerwarteten Zeugen verrathen zu werden, veranlaßt

Einen dazu, und Du glaubst, daß diese Männer keine Landstreicher, keine Diebe von Profession sind?"

„O nein, mein Vater! vor allen Dingen sprachen sie sehr gut . . . ihre Manier zu reden, hatte sogar etwas Ausgezeichnetes, kurz, man konnte glauben, es seien junge Leute aus der Stadt . . . dann trugen sie unter ihren Blousen schöne Beinkleider mit Strümpfen und feine lackirte Stiefeln.“

„Wirklich?"

„Sie selbst sagten ja: Wir sind verkleidet und mit Kohlen angeschwärzt, man könnte unsere wahre Person nicht in uns vermuthen.“

„Es sind wahrscheinlich Spitzbuben von vornehmerm Stande, die sich im Straßenraub versuchen wollten, und Du sagst, einer derselben habe weniger Muth dazu gehabt als der andere?"

„O, viel weniger! da er es nur ungern that, und nachdem der Frevel verübt war, beinahe in Ohnmacht sank.“

„Es waren junge Leute?"

„Ja, Beide.“

„Würdest Du sie, wenn Du ihnen eines Tages begegnetest, wieder erkennen?"

„Das wäre unmöglich! . . . ich habe ihre Gesichter nicht gesehen. Anfangs, als ich sie so schnell auf dem Wege einherkommen und auf mich zugehen sah, fürchtete ich mich, bückte mich und versteckte mich hinter einem Gebüsch. Wie sie dann im Dickicht stillstanden, sah ich allerdings durch's Laubwerk hindurch

ihre Blousen, ihre Mützen und bisweilen ihr geschwärztes Kinn, aber sonst Nichts.

„Und ihre Stimme? ... würdest Du diese nicht erkennen, wenn Du sie einmal hörtest?“

„O, das weiß ich nicht, Vater, ich war zu sehr erschrocken ... ihre Worte drangen so dumpf, so unheilvoll an mein Ohr ... ich hörte und hätte lieber nicht gehört. Aber ich vergaß Etwas! ich habe Euch nicht Alles erzählt ... Dieses hat ohne Zweifel einer der beiden Männer fallen lassen und ich habe es, als ich über den Weg kam, den sie eingeschlagen hatten, auf dem Boden gefunden.“

Rosa-Maria zieht ein kleines Pistol aus ihrer Tasche und überreicht es ihrem Vater. Hieronymus betrachtet die Waffe und ruft dabei aus: „Ach, das ist prächtig! das sind wunderschöne Verzierungen und Schnitzereien ... O, Du hast Recht, Kleine, eine solche Waffe kann nur einer vornehmen Person gehören, denn dieses Pistol ist ein Juwel ... das ist kostbar!“

„Habe ich wohl daran gethan, diese Waffe aufzuheben, Vater?“

„Ganz gewiß, meine Kleine; denn sieh', alle Ereignisse im Leben hängen zusammen und sind mit einander verkettet: es wohnt Einer über uns, der immer recht wohl weiß, wie er die Dinge in einander fügt! ... und indem er Dich, junges Mädchen, welches durch Zufall bei dieser Frevelthat Zeugin war, diese Waffe finden ließ, hat er vielleicht gewollt, daß Du vermöge derselben die Strafbaren einst erkennen sollst!“

„Das habe ich auch gedacht, Vater. Und was glaubt Ihr, was nun zu thun ist? muß man jetzt zum Herrn Maire gehen und ihm erzählen, was ich im Walde mit angesehen habe?“

Hieronymus fährt mit der Hand über seine Stirne, sinnt eine Zeit lang nach und antwortet alsdann seiner Tochter: „Schau', Kind, Alles wohl überlegt, halte ich es für besser, wenn wir Nichts sagen. Ja, wenn Deine Angabe von der Art wäre, daß sie zur Verhaftung der Diebe beitrüge, würde ich es thun; aber ich glaube nicht, daß dieselbe hinreichend ist, auf ihre Spur zu führen; denn Du könntest doch das Aeußere dieser beiden Männer nicht beschreiben?“

„Mein Gott, nein, Vater, das wäre mir unmöglich... ich wüßte nicht einmal die Farbe ihrer Blousen anzugeben... ich war so bestürzt!... es war gleichsam ein Schleier vor meinen Augen.“

„Ich habe also Recht, wenn ich behaupte, Deine Angabe würde zu Nichts führen... Das heißt doch: sie könnte Dich Gefahren aussetzen, denn wenn die, welche diese Missethat begangen haben, erfahren würden, daß ein junges Mädchen Zeugin ihres Verbrechens gewesen, dieses junge Mädchen mein Kind sei und in diesem Dorfe wohne, wer weiß, ob sie dann nicht, um sich dieser gefährlichen Zeugin zu entledigen... in der Furcht, sie möchten eines Tages von ihr erkannt werden, Dir eine Schlinge zu legen suchten und eine zweite Schlechtigkeit begingen!... O nein, das darf nicht sein!... meine Tochter soll nicht in Gefahr leben. Ich ließe Dich vor Angst nicht

mehr allein ausgehen, ich würde unaufhörlich zittern, wenn Du nicht in meiner Nähe wärest. Es bleibt also dabei, die Sache wird verschwiegen, Kleine! Du darfst Niemand ein Wort von diesem Abenteuer erzählen.“

„Nein, Vater, Niemand! O, Ihr habt Recht, ich schweige davon.“

„Und außerdem habe ich erst noch meine Absicht dabei, denn ich glaube, daß Du die Diebe weit eher entdecken kannst, wenn Du den Vorfall nicht Jedermann mittheilst. Also mutus, wie der Schulmeister in der Stadt zu seinen Schülern sagt, welches ohne Zweifel heißen soll: machet keinen Lärm. Aber ich bitte Dich noch einmal, Köschchen, gehe nicht mehr allein in den Wald. Erstens ist das nicht der Ort für ein junges Mädchen; denn außer Räubern könntest Du dort Leuten begegnen, welche ... Leuten, die ... kurz, Leuten, welche Dir, unter dem Vorwande, Dir Artigkeiten zu sagen, Dummheiten vorschwahten und das wäre beim Ruckuf ebenso gefährlich für Dich wie Räuber ... Doch Du hast mir geschworen, Du werdest nicht mehr allein in den Wald gehen und Du wirst Deinem Versprechen nicht ungetreu sein wollen?“

„Nein, Vater, ich schwöre es Dir noch ein Mal, ich halte es.“

„Dann ist es gut, ich bin jetzt beruhigt. Bewahre das hübsche kleine Pistol wohl auf, zeige es Niemand und überlasse es Gott, die Dinge so zu fügen, daß die Schurken bestraft werden und der arme Reisende wieder zu seinem Gelde kommt.“

Rosa = Maria gehorcht ihrem Vater; sie schließt die gefundene Waffe sorgfältig ein und denkt in ihrem Sinne: „O nein, ich gehe nicht mehr allein in den Wald! . . . wenn mein Vater wüßte, daß ich dort die Bekanntschaft eines jungen Malers gemacht habe, wäre er vielleicht noch viel unwilliger. Ich habe es bisher nie gewagt, von Herrn Leopold mit ihm zu sprechen und jetzt habe ich noch viel weniger Muth dazu; er ist ohnehin schon so beunruhigt. . . dieß würde ihn nur noch mehr quälen. . . es ist noch Zeit genug, ihm zu erzählen, wie ich mit dem jungen Mann bekannt geworden bin, wenn uns dieser einmal besucht. Aber ich halte meinen Schwur und ich werde bestimmt nicht mehr in den Wald gehen.“

Indem sich das junge Mädchen selbst dieses Versprechen gab, gestand sie sich nicht, daß es sie nun wenig koste dasselbe zu halten, da sie wußte, daß der junge Maler nach Paris zurückgekehrt war.

Sechstes Kapitel.

Der Better Brouillard.

Acht Tage sind verflossen seit Rosa = Maria nicht mehr in den Forst geht, und während dieser Zeit ist das junge Mädchen beinahe ohne das Haus ihres Vaters zu verlassen im Dorfe geblieben. Ein einziges Mal hat sie sich nach Fontainebleau begeben,

um Stickerien hinzutragen und andere Arbeit zu holen, aber sie gönnte sich kaum Zeit, ein wenig in der Stadt auszuruhen; sie kehrte schnell wieder in ihr kleines Zimmerchen zurück, dessen Fenster nach der Chauffée hinaussteht, und ihr Vater war erstaunt über ihre Pünktlichkeit.

Indessen glaubt Hieronymus Gogo zu bemerken, daß seine Tochter nicht mehr so viel singt wie früher, daß sie ohne gerade traurig zu sein oft nachdenklich und träumerisch scheint und ihn häufig nicht hört, wenn er mit ihr spricht, oder ihm verkehrte Antworten gibt. Den armen Landmann beunruhigt diese Wahrnehmung, und nachdem er eines Morgens mehrmals um seine Tochter herumgelaufen ist, ohne daß diese das Hin- und Hergehen ihres Vaters beachtet hat, sagt Hieronymus zu seinem Kind: „Ei, höre, meine Tochter, ich habe zwar zu Dir gesagt, es freue mich sehr, wenn Du bei mir seiest. . . denn es ist wahr, ich habe Dich gerne um mich und sehe es mit Vergnügen, wenn ich Dich bei meiner Heimkehr zu Hause antrefse, damit ich Dir gleich einen Kuß geben kann . . . aber Das alles ist kein Grund, daß Du an Einem fort daheim bleibst, Deine Freundinnen und Bekannten in der Stadt nicht mehr besuchst oder, wenn Du nach Fontainebleau gehst, so mit der Rückkehr eilst wie das Postwägelchen . . . und zwar auf die Gefahr hin, Dir eine Brust- oder Lungenentzündung zuzuziehen . . . so habe ich es auch nicht gemeint!“

Rosa-Maria blickt ihren Vater mit erstaunter

Miene an und antwortet: „Warum sagt Ihr das zu mir, Vater? . . . Mißfällt es Euch, mich hier arbeiten zu sehen?“

„Nein, nein! . . . Ei, Sapperment! Du weißt wohl, daß ich Dich nicht genug sehen kann . . . aber ich bin kein Egoist . . . die Hauptsache ist mir, daß Du wieder glücklich, heiter und zufrieden sein sollst wie früher . . . seit einiger Zeit bemerke ich, daß Du nicht mehr dieselbe bist, mein Kind!“

Die Jungfrau wird verlegen, schlägt die Augen nieder und stammelt: „Ich, Vater? . . . O, warum nicht gar, Ihr täuschet Euch! . . . Was ist denn verändert an mir? . . .“

„Verändert? . . . Mein Gott, Dein Gesicht ist immer dasselbe, das weiß ich wohl; Du bist immer gleich sanft und zuvorkommend gegen mich . . . aber, einerlei . . . Du hast Etwas . . . Sieh, in Deinen Augen, in Deinem Blicke liegt Etwas . . . was kann ich selbst nicht sagen . . . Aber ich wiederhole Dir, Du hast nicht mehr jene heitere Miene, die mich so glücklich machte, weil ich glaubte, Du seiest dieses. Kurz, ich fürchte, Du habest Langweile seit Du fast nicht mehr in die Stadt gehst. Ich habe Dich ersucht, nicht mehr allein in den Wald zu spazieren, das ist aber kein Grund, das Haus nicht mehr zu verlassen.“

„Aber, Vater, ich versichere Euch, Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, ich langweile mich . . . Wenn ich Lust hätte, öfter in die Stadt zu gehen, würde ich es Euch sagen, denn ich weiß wohl, daß Ihr nicht böse dar-

über wäret. Es gefällt mir daheim. Ich gehe jetzt allerdings weniger nach Fontainebleau, weil die Damen, für welche ich arbeite, nicht mehr so pressant haben; aber ich versichere Euch, ich entbehre Nichts dadurch... Ich bin gerne hier... es gefällt mir... ich bin glücklich, Vater... ich bin sehr glücklich daheim."

Hieronymus scheint mit dieser Antwort zufrieden; es liegt übrigens in der Art, womit ihn seine Tochter versicherte, sie sei glücklich, Etwas, welches ihn nicht von der Wahrheit ihrer Worte überzeugt, und der Landmann beharrt auf dem Gedanken, seine Tochter langweile sich auf dem Lande und sie sei zu geschweid und zu unterrichtet, um ihr Leben unter Bauern zuzubringen.

Am folgenden Tage, nachdem Abends vorher die voranstehende Unterredung stattgefunden hatte, bleibt um die Mittagszeit ein etwa fünfundfünfzigjähriger Herr, der aber noch sehr aufrecht und mit der Schnelligkeit eines Jünglings einhergeht, vor Hieronymus Gogo's Haus stehen.

Dieser Neugekommene ist ziemlich hoch gewachsen und sehr beleibt; in seinen Zügen liegt, obwohl sie nicht der Feinheit ermangeln, Etwas von einem Fuchsen; seine Augen sind rothbraun, klein und stehend; seine lange, spizauslaufende Nase bildet mit seinem eingekniffenen Munde und seinem vorn stehenden Rinn eine Art Schnauze, die überall herum zu schnüffeln scheint. Sein in der Mitte fast kahler Kopf ist oberhalb den Ohren noch dicht mit

Haaren bewachsen, welche in einen Backenbart auslaufen, der zu beiden Seiten des Mundes einen rechten Winkel bildet. Das Gesicht dieses Herrn ist auf den ersten Anblick ziemlich angenehm, denn er hat beinahe immer ein halbes Lächeln auf den Lippen und spricht in so freundlichem Tone. Es ist ein Fuchs, der sich als Lamm zu geberden sucht.

Sein Anzug war der eines vermöglichen Städters, der sich übrigens nicht durch seine Toilette auszeichnen sucht.

„Hier ist es... ja, hier muß es sein,“ spricht der Herr stillstehend und Hieronymus' Haus betrachtend. „Es ist mir übrigens, als ob das Gebäude außerhalb nicht so reinlich gewesen wäre... aber seit den fünf Jahren, die ich nicht da gewesen bin, wird man es gepußt haben... es ist möglich, daß es innerhalb um so schmutziger ist. Aber früher waren am ersten Stock keine Läden, das erinnere ich mich genau. Grün angestrichene Läden an einem Bauernhause!... Welcher Luxus!... Ist Hieronymus vielleicht auch reich geworden? Hm! Das bezweifle ich! Denn wäre er reich geworden, so würden sich seine Brüder mehr um ihn bekümmern... ihn zu sich laden und wieder besuchen... Ich will einmal sehen, ob eine Klingel an der Thüre ist... Nein, ein Hammer!... der paßt nicht zu den grünen Läden... Ich will anklopfen, denn ich hoffe, daß Jemand zu Hause ist und ich nicht umsonst hierhergekommen bin.“

Der Herr hat geklopft. Manon, die alte Magd,

macht auf und starrt mit erstaunter Miene den Herrn an, welchen sie noch nie gesehen hat. Der Herr betrachtet seinerseits die Bäuerin und macht eine Bewegung mit den Lippen, welche ausdrückt: diese Magd ist sehr häßlich.

„Was wünscht der Herr?“

„Ich bin, glaub' ich, recht. Das ist Hieronymus Gogo's Haus?“

„Ja, mein Herr, Ihr seid recht!“

„Ist er zu Hause?“

„Der Herr ist auf dem Felde, er wird übrigens bald zum Mittagessen heimkommen . . . aber die Mamsell ist da . . . Wenn der Herr dem Vater Etwas zu sagen hat, so spreche er nur mit der Mamsell . . . es ist dasselbe.“

„Ach, das Fräulein ist im Stande, Besuche zu empfangen? In der That, seit ich nicht hier gewesen bin, hat sie wachsen können . . . Es sind mehr als fünf Jahre her, beinahe sechsthalb Jahre . . . Hieronymus Gogo's Töchterchen war damals elf bis zwölf Jahre alt.“

„Poß tausend, mein Herr, es wäre ein Unglück, wenn unsere Mamsell seither nicht gewachsen wäre!“

„Ja, sie muß jetzt ungefähr siebenzehn Jahre alt sein . . .“

„Die Mamsell ist im vorigen Monat siebenzehn Jahre alt gewesen und sie ist eine schöne Jungfer, Ihr dürft mir es glauben!“

„Wirklich . . . ist sie hübsch? . . . Sie muß sich

also sehr verändert haben, denn als Kind hatte sie so ein verzerrtes Gesichtchen, welches nicht viel Ordentliches versprach."

"Nun, mein Herr, ich kann Euch versichern, daß unsere Mamsell eines der schönsten Mädchen in der Umgegend und sogar von Fontainebleau ist."

"Ei, der Teufel! dann muß sie ihrem Vater nicht ähnlich sehen, denn an Hieronymus war nie etwas Schönes..."

"Ich bin der Ansicht, unser Herr habe auch ein angenehmes Gesicht!"

"Angenehm? ... hm! ... ja, es ist möglich! ... Und auf dem Lande macht man nicht so viel Ansprüche ... Ihr behauptet also, Rosa ... denn Rosa heißt sie, glaub ich ..."

"Rosa-Maria, mein Herr."

"Ja, das ist auch so eine bäuerische Gewohnheit, die Leute mit zwei Namen hintereinander zu rufen ... da heißt es immer Johann-Ludwig! Johann-Peter! Maria-Johanna! ... wie wenn man an einem Namen nicht genug hätte ..."

"Ei, was hat denn der Herr?" denkt die alte Manon, den Fremden von der Seite ansiehend: "Er tadelt Alles ... findet Alles schlecht ... Ist er etwa hergekommen, um uns zu verhöhnen?" Dann versetzt die Bäuerin mit lauter Stimme: "Sagt, Herr, wie würdet Ihr es machen, wenn Ihr in einem Dorfe wohntet, wo fünf bis sechs Peter, ein Duzend Johann und eben so viele Paul wären, um zu wissen von welchem die Rede ist, wenn man

ihnen nicht zwei Namen zugleich gäbe, damit sie von einander zu unterscheiden sind?"

Der Herr scheint betroffen über die Bemerkung der Bäuerin; aber wie alle Leute, die nie zugestehen wollen, daß sie eine Dummheit gesagt haben, gibt er der Alten keine Antwort auf ihre Frage, sondern fährt fort: „Also Rosa-Maria ist hübsch? Hat sie denn keine Sommersprossen mehr? Ich kann mich erinnern, daß sie in ihrer Kindheit ganz damit übersät war!“

„Die vergehen mit den Jahren, mein Herr... es ist nicht wie mit den Blatternarben.“

„Um! sie vergehen nicht immer! Ich kenne Damen, welche wer weiß wie viel Waschwasser angewendet haben, um diese Flecken aus ihrem Gesichte wegzubringen und denen es doch nicht gelungen ist. Uebrigens freut es mich, wenn meine Base so hübsch ist als Ihr sagt...“

„Ach, der Herr ist ein Better?“

„Ja, ich bin der Better Brouillard, ein Schwestersohn... deshalb heiße ich nicht Gogo. Es gibt Leute genug, welche sich über den Namen Gogo ärgern!... Ha, ha!... o, ich kenne mehr als Einen, der... doch davon ist jetzt nicht die Rede... Wo ist mein Bäschen?“

„Oben in ihrem Zimmer. Will der Herr eintreten, dann hole ich die Mamsell.“

„Ja, versteht sich, zeigt mir nur den Weg... Ihr seid die Magd?“

„Ja, mein Herr.“

„Ihr seid aber noch nicht lange in Herrn Gogo's Diensten.“

„Doch, mein Herr, es sind jetzt vierthhalb Jahre.“

„Ich meine bei meinem letzten Besuche . . . vor fünf Jahren . . . sei eine junge nette Magd da gewesen . . . ist diese nicht mehr im Hause?“

„Da ich jetzt da bin, wüßte ich nicht wozu man die andere brauchte?“

„Ach, das beweist Nichts! Warum hat Hieronymus seine junge Magd fortgeschickt? . . . Wißt Ihr's? . . . Sind vielleicht Schwägerereien vorgekommen . . . hat man sich da und dort über sie geäußert . . . hm?“

„Was für Schwägerereien, mein Herr? Weßhalb denn?“

„O, Ihr wißt es ja . . . wenn ein Wittwer noch rüstig ist und eine hübsche Magd hat, so . . . die Welt ist gar bössartig.“

„Ich verstehe Euch nicht, mein Herr. Alles, was ich weiß, ist, daß die Magd, welche vor mir da war, aus dem Hause kam, weil sie sich verheirathet hat; das ist sehr natürlich.“

„Ach, sie ist verheirathet? . . . O, das Dienen hindert Einen nie am Heirathen! . . .“

Die alte Manon hat den Better Brouillard in das Speisezimmer geführt, welches bei Hieronymus zugleich das Wohnzimmer ist. Der Herr mit der Fuchsschnauze, schaut oder schnüffelt vielmehr um sich her und murmelt: „Ei, aber hier ist es sauber . . . beinahe so reinlich wie bei mir in Paris . . . Ich

meine vor fünf Jahren sei keine so hübsche Tapete in dieser Stube gewesen... auch der Fußboden war nicht so hübsch gewischt und gebohnt."

"Ach, die Mamsell hat Alles so herrichten lassen. Sie hat zu ihrem Vater gesagt, man könne es auf dem Lande ebenso schön machen wie in der Stadt. Anfangs haben wir uns freilich dawider aufgehalten, als sie sagte, man müsse den Boden alle Tage frisch reiben... aber ich habe mich daran gewöhnt... und jetzt finde ich, daß die Mamselle recht hat, denn es ist schöner bei uns als bei all' unsern Nachbarn."

"Eitelkeit!... und nichts als Eitelkeit! So viel mir scheint hält mein Bäschen viel auf Prunk und Glanz und ist die Herrschaft hier im Hause... Führt sie ihren Vater an der Nase herum?"

"Wie meinet Ihr das, Herr?"

"Hat das junge Mädchen einen guten Charakter? Nergert sie Euch alle Tage?... Es muß Euch in Eurem Alter widerwärtig sein, den Befehlen eines siebenzehnjährigen Kindes gehorchen zu müssen."

"Und warum sollte mir es widerwärtig sein, mein Herr? Müßten die Dienstleute nicht überall der Herrschaft gehorchen? sind wir auf der verkehrten Welt?... Ich will die Mamsell holen."

"Geht, sagt ihr: Better Brouillard, vormaliger Beamter beim Finanzministerium, der frühern Schatzkammer, jetzt zur Ruhe gesetzt und Rentier in Paris, sei da und wolle ihr einen Besuch machen."

"Ah gut, mein Herr, ich will es ausrichten."

Und während Herr Brouillard sich mit der In-

spektion des Zimmers beschäftigt, in dem er sich befindet, jedes Möbel betrachtet, jeden Gegenstand berührt, sogar die Schränke und Schublade aufmacht, um zu sehen was darin ist, geht die alte Manon zu ihrer jungen Gebieterin hinauf und meldet dieser den Besuch ihres Veters Brouillard mit den Worten: „Dieser Herr scheint mir ein komischer Heiliger!... der ist verdammt neugierig und geschwätzig... er erkundigt sich nach Allem und findet an Allem Etwas auszusetzen... und zwar mit einer Miene, als ob er eine Höflichkeit sagte! Ich wette aber, er ist nicht gutmüthig!“

Rosa-Maria erinnert sich dieses Herrn, welchen sie in ihrer Kindheit nur selten gesehen, und der sie nie geliebt hat — was sich selbst in unserer zartesten Jugend unserem Gedächtnisse eingräbt — bloß undeutlich. Die alte Manon hatte mit ihrem schlichten Verstande den Neuankömmlingen richtig beurtheilt. Herr Brouillard hatte etwas Reißendes, Böses, welches er sich bemühte unter einem Anschein von Verbindlichkeit und Freimüthigkeit zu verbergen; gleich der Rahe krätzte er Einem, während er that, als wie wenn er Einem schmeicheln wollte. Sein Glück bestand darin, Einem unangenehme Dinge zu sagen und schlechte Neuigkeiten mitzutheilen. Es gibt Leute, die eine Stunde weit liefen und ihre eigene Angelegenheiten vernachlässigten, um einem Freunde eine gute Nachricht zu verkünden; der Vetter Brouillard gab sich aber eben so viel Mühe Euch von einem mißlichen Ereigniß in Kenntniß zu setzen, und dieß

zwar mit einem Anstrich von Gutmüthigkeit, und wie wenn es nur geschähe, um Euch einen Gefallen zu erweisen.

Es gibt viele solche Menschen wie Herr Brouillard: sie kommen, Euch auf tausenderlei Weise mit tausenderlei Freundschaftsdiensten entgegen, suchen Euer Vertrauen zu erlangen, Euer innersten Geheimnisse zu erschleichen, bloß um alle Gelegenheiten in Händen zu haben, Euch in Euern theuersten Neigungen zu verwunden; während sie sich für Eure Freunde ausgeben, haben sie nie Anderes als Uebles von Euch gehört, und beeilen sich, dieses Euch zuzutragen; was hingegen das Gute, das Lob anbetrifft, welches man Eurem Talent, Eurer Person oder Eurem Charakter angebeihen ließ, so hören sie nie etwas Solches; ihre Ohren sind für angenehme Dinge taub, während ihnen nicht das mindeste Bösertige entgeht.

Und dieselben Leute nehmen eine Miene an, wie wenn sie das lebhafteste Interesse für Alles hegten, was in Beziehung zu Euch steht, aus Freundschaft kommen sie, um Euch zu sagen, daß Eure Frau schon sehr lange in einer Ecke des Saales mit einem jungen Manne spreche, welcher sie drei Mal hintereinander zum Tanze aufgefordert habe, während Ihr an einem Spieltische saßet; aus Freundschaft theilen sie Euch mit, daß irgend eine Zeitung, welche Ihr nie leset, entsetzlich über Euer Talent, wenn Ihr Künstler, über Eure Werke, wenn Ihr Schriftsteller, über Eure Gemälde, wenn Ihr Maler seid — geschimpft habe; aus Freundschaft rufen sie, wenn sie

Euch in eine Gesellschaft treten sehen, aus: „Sind Sie krank?... ich finde Sie verändert!... nehmen Sie sich in Acht, mein Lieber, Sie haben kein gutes Aussehen, ich bin ganz erschrocken bei Ihrem Eintritt.“ Aus Freundschaft sagen sie: „Ihr Rock geht Ihnen schlecht, Ihr Schneider hat ihn schändlich verhunzt.“ Aus Freundschaft reden sie nachtheilig von dem Quartier wo Ihr wohnt, und der Gegend wo Ihr ein Landhaus habt; aus Freundschaft rennen sie herbei und sagen Euch, daß man an einem Tage, wo Ihr nicht im Theater gewesen seid, Euer Stück oder einen Schauspieler, der in demselben gespielt, ausgepiffen habe; aus Freundschaft finden sie Alles was Ihr gekauft habt zu theuer; aus Freundschaft erzählen sie Euch, man habe sich über Euern Ball, Euer Concert oder Eure Abendgesellschaft lustig gemacht; aus Freundschaft bekritisiren sie endlich alle Eure Leistungen, suchen sie Eure geringsten Handlungen in's Lächerliche zu ziehen und verkleinern Euch, sobald Ihr abwesend seid. Der Himmel behüte Euch vor solchen Freunden, und wenn Ihr je solche habt, so folget mir und schonet sie nicht; erwidert die geringste Unverschämtheit, die sie Euch ausrichten, mit etwas Kräftigem, wodurch sie niedergeschmettert und gedemüthigt werden und einsehen lernen, daß sie an Euch ihren Meister gefunden haben; dann werdet Ihr sie bald in Lämmer und Tauben verwandelt und ebenso geschmeidig, als sie vorher beißend gewesen sind, sehen.

Aber es ist nicht Jedem gegeben, rasch in seinen Antworten, treffend in seinen Erwidierungen zu sein,

um eine Unverschämtheit oder einen Spott auf der Stelle heimzugeben. Die Leute, welche das meiste Verdienst, Genie und Talent besitzen, sind im Allgemeinen die wenigst kaustischen; es wird ihnen im Gespräche weit leichter sein, etwas Liebenswürdigen zu sagen, als mit einer Unverschämtheit zu antworten, weil das wirkliche Talent, da es auf Niemand eifersüchtig ist, für Jedermann viel Nachsicht zeigt; während dagegen diese Klüglinge, welche es nicht dahin bringen, sich einen Namen zu machen, sich bemühen durch ihr Geschrei wenigstens die Blicke auf sich zu ziehen, und sich unaufhörlich in Erfindung von Unverschämtheiten und pikanten Einfällen erschöpfen, die sie gegen Solche schleudern, welche sie nicht erreichen können, wodurch sie sich in jenem Genre von Geist, den man mit dem Namen Aufschneideri beehrt hat, eine Art von Ueberlegenheit erwerben.

Zu dem Bilde, welches wir von Herrn Brouillard geliefert haben, bleibt uns noch beizufügen übrig, daß er bis zur Schäberei geizig war, während er doch reich und freigebig scheinen wollte. Seine Eitelkeit trieb ihn fortwährend an, Einladungen und Anerbieten zu machen, welche zu halten ihn sein Geiz verhinderte, wodurch er oft in große Verlegenheit kam.

Rosa-Maria ist schnell hinuntergeeilt, um den Better zu empfangen, welchen sie schon so lange nicht mehr gesehen hat.

Herr Brouillard bleibt beim Anblick der Jungfrau, welche mit Bescheidenheit und Anmuth eintritt,

von Staunen ergriffen stehen. Ihre Schönheit war zu augenscheinlich, als daß er sie hätte bestreiten können, und es gibt Menschen, vor denen sich selbst der Neid in den Staub werfen muß.

„Wie, Fräulein, Sie sind Hieronymus' Tochter... die ich so klein gesehen habe... so kindisch... so...“

Herr Brouillard stockt, er wagt nicht zu sagen so häßlich.

„Ja, mein Herr, erwiedert Rosa lächelnd. „Sie sind auch schon so lange nicht mehr bei uns gewesen und...“

„Es ist wahr; Sie waren damals noch ein Kind! jetzt sind Sie eine Jungfrau... ein recht hübsches Fräulein... Doch trotzdem erinnere ich mich jetzt Ihrer Züge... Sie haben noch Sommersprossen, aber weit weniger. Und wie geht es Ihrem Vater, dem guten Hieronymus?“

„Mein Vater ist recht wohl, mein Herr.“

„Um so besser! Ah, er war ein kräftiger Bursche... allein bisweilen rafft das geringste Unwohlsein diese starken Leute weg... Krach! ehe man nur Zeit hat, sich zu besinnen, ob sie krank sind... sind sie nicht mehr. Trinkt er Sonntags immer noch sein Zöpfchen?...“

„Wie? mein Herr, ich verstehe Sie nicht...“

„Ich will sagen, spricht er immer noch dem Gläschen zu... das war sonst seine Leidenschaft, wenn ich mich nicht irre. Uebrigens muß man sich ein bißchen zerstreuen, und in diesem Dorfe, wo ihr lebet wie das liebe Vieh, das heißt, wo ihr nicht

wisset wie ihr euch Unterhaltung verschaffen sollet, ist die Flasche eine Zerstreung."

Das junge Mädchen läßt ihre Blicke auf dem Better Brouillard haften und sein Fuchsgesicht wird durch den sanften Ausdruck derselben in Verlegenheit gebracht. Dann antwortet sie ihm mit einer Sicherheit, die er nicht bei der Tochter eines Landmannes gesucht hätte: „Wir leben durchaus nicht so roh in diesem Dorfe, als Sie zu glauben scheinen, Better. Was meinen Vater anbetrifft, so sind Sie vollständig im Irrthum, wenn Sie meinen, er habe früher gerne getrunken; ich kenne nur gute Eigenschaften, Tugenden von ihm, und würde Niemand glauben, der mir etwas Anderes sagte.“

„Es ist hübsch bei Ihnen, schöner als früher!“ sagt Herr Brouillard, der Lust zu haben scheint, alle Zimmer des Hauses zu besichtigen; „Sie haben Manches verbessern lassen... und Ihren Garten muß ich auch sehen... Haben Sie Obst?“

„Viel, mein Better.“

„Kommen Sie, führen Sie mich ein wenig im Garten herum. A propos! ich esse mit euch zu Mittag, falls ihr noch nicht gegessen habt, denn ihr Landleute habt andere Gebräuche als wir in der Stadt.“

„Wir haben noch nicht gegessen, und mein Vater wird durch die Ehre, die Sie ihm anthun, indem Sie an unserer bescheidenen Mahlzeit Theil nehmen, sehr geschmeichelt sein.“

„O, ich bin ganz einfach, ganz anspruchslos, machen Sie deshalb auch keine Umstände wegen meiner

Benigheit . . . ich bitte Sie! . . . Was haben sie zum Mittagessen?"

„Rindfleisch und grüne Erbsen,“ versetzt Manon; „der Herr haben es eben gut getroffen; das Rindfleisch ist ganz frisch! und Ihr sollt Euch wundern, was Ihr für eine gute Suppe bekommt!“

„Nun das ist genug! . . . dreht dazu zwei Hühnern den Hals um, holt einige frisch gelegte Eier zum Sieden, macht ein wenig Salat dazu, dann bin ich zufrieden . . . Ich verlange nichts Süßes zum Nachtisch von Euch, weil Ihr es doch wahrscheinlich nicht machen könnet.“

„Entschuldigen Sie, Better, ich habe bei einer Frau in Fontainebleau Crèmes, Torten und Kuchen machen lernen . . . und habe es Manon gezeigt, die es jetzt auch recht gut kann.“

„Ah, Sie haben in Fontainebleau das Kochen gelernt? Wollte Sie Ihr Herr Vater zur Köchin erziehen?“

Rosa-Maria erröthet, aber sie erwiedert mit derselben Sanftmuth: „Nein, Better, aber mein Vater hat mich Etwas lernen lassen, damit ich Etwas tauge; und wir Bäuerinnen sind der Ansicht, die Besorgung der Haushaltung dürfe einem jungen Mädchen nicht fremd sein, sondern einen Theil ihrer Erziehung ausmachen, damit sie, wenn sie sich verheirathet, ihrer Wirthschaft vorstehen kann.“

„Wir wollen den Garten betrachten,“ ruft Herr Brouillard aus, indem er eine Glashüre aufmacht, die hinten hinaus führt.

„Mamsell, ich habe keine Lust, diesem Mann einen Kuchen zu backen!“ sagt die alte Manon leise, „denn der ist so kniz wie ein rother Esel! . . .“

„Das ist gleichgültig, Manon, es ist ein Verwandter, welcher uns besucht, und wir müssen ihn im Gegentheil gut aufnehmen. . . mache einen Kuchen und gib Dir sogar recht Mühe, daß er gut wird, um ihm zu beweisen, daß Du einer Pariser Köchin Nichts nachgibst.“

„Ach was, und wenn ich ihn vortrefflich mache, so wette ich, hat er doch Etwas daran auszusetzen!“

Der Garten hinter Hieronymus' Haus mag etwa einen halben Morgen groß sein. Er ist voll Bäumen, Blumen und Gemüsen; nicht ein Zoll breit Landes ist unbenützt gelassen, Alles eingetheilt, und da er sehr sorgfältig angepflanzt wird, sind die Blumen schön, das Obst groß und die Gemüse gut. Hinter einer Haselnuß- oder Gaisblatt-Laube steht ihr ein Bohnen- oder Erbsenländchen, und in der Mitte desselben einen schönen Kirschbaum oder einen mit Früchten überladenen alten Zwetschgenbaum. An den Mauern ziehen sich schöne Pfirsich-Spaliere hin, und um diese herum und an großen Pfählen hinauf schlingen sich köstliche Rebstöcke. Ueberall weidet sich das Auge an einer kräftigen, üppigen Vegetation und all' den Gaben womit die Erde Diejenigen belohnt, welche sie zu bebauen wissen.

Rosa-Maria findet ihren Garten wunderhübsch, denn sie sieht Schatten, Blumen und Früchte darin; aber der Better Brouillard geht darin auf und ab

und sagt: „Das ist ein Weinberg, ein Gemüse-Acker... ihr heißet das einen Garten... er ist schlecht angelegt... Ach, wenn Sie den Garten bei meinem Landhause in Auteuil sehen würden... der ist schön, der ist mit Geschmack angeordnet!“

„Aber, Better, betrachten Sie doch jene Syringen- und Gaisblattlaube, wie buschig sie ist und wie es so herrlich darin duftet.“

„Ich habe eine Laube von wilden Rosen, das ist etwas Anderes... Ah, schon Birnen?... die lassen sich lange aufheben... sie müssen reif sein.“

Herr Brouillard nimmt eine Birne und ist sie, um sich zu überzeugen, ob sie reif ist.

„Wie finden Sie die Frucht?“ fragt Rosa.

„Hm! das ist eine traurige Birne, ich muß einmal nach den Pflaumen sehen. Und Herr Brouillard langt eine Pflaume herunter, dann eine zweite und ist auf diese Weise ein halbes Duzend, endlich sagt er: „Sie sollten meine Monsieur-Pflaumen sehen... die sind zwei Mal so groß wie diese... und meine Birnen... ich habe von dem allerschönsten Obste... O, wenn Sie je nach Auteuil kommen, so müssen Sie dieselben versuchen und dann können Sie erst sagen: ich habe Birnen gegessen. Ihre Aprikosen sind noch nicht reif; das ist ägerlich!“ Und um sich zu entschädigen, pflückt Herr Brouillard die schönsten Herzkirschen, die er verzehrt, während er unaufhörlich eine andere Art rühmt, welche er in seinem Garten hat.

Das junge Mädchen wagt es nicht mehr, ihre

schönen Blumen und ihre schönen Nebgelände zu zeigen, weil sie befürchtet, der Herr möchte auch Etwas daran tadeln, und sie denkt bei sich: „Ich glaube, Manon hatte Recht!... und wenn der Kuchen vortrefflich ist, wird unser Vetter doch Etwas daran auszufetzen wissen.“

Hieronymus' Ankunft befreit Rosa-Maria von der Langweile, die man immer in der Nähe von Leuten empfindet, welche Alles, was uns lieb ist, bezritteln und, während sie uns beizubringen suchen, daß wir einen schlechten Geschmack haben und Nichts verstehen, nicht bemerken, daß sie selbst sich gegen die ersten Regeln der Höflichkeit und der Lebensart verfehlen, sich wie Dummköpfe betragen, und ihren Neid und ihre Eitelkeit auf den ersten Blick zur Schau bieten.

„Was habe ich vernommen,“ ruft der Landmann mit freudiger Miene herbeieilend aus: „Wie, mein Vetter Brouillard ist da?... Ah, Sapperment! das ist eine angenehme Ueberraschung. Guten Tag, Vetter, wie geht es?... Sie haben sich also meiner erinnert?... Das ist schön, nur denken Sie nicht oft an uns!... Doch einerlei... geben Sie mir die Hand... Sie sind stets willkommen.“

Mit diesen Worten hat Hieronymus Herrn Brouillards Hand genommen und drückt sie so heftig, daß Dieser sie lebhaft zurückzieht und erwiedert: „He! mein lieber Gogo, nehmen Sie sich in Acht, ich bin kein Ochse, drücken Sie mich nicht so fest, wenn's gefällig ist. Ei, ei, mein Lieber, Sie haben ein

wenig gealtert, seit ich Sie nicht mehr gesehen habe!"

„Poß Kuckuk! ich will es glauben, wir haben auch Beide etwa fünf Jahre mehr auf dem Rücken.“

„Ja, aber es gibt Leute, bei welchen die Zeit nicht so sichtlich einwirkt...“

„Sie haben meine Tochter Rosa gesehen?... Ah! das ist eine... diese werden Sie verändert gefunden haben?“

„Das ist richtig, denn sie war als Kind nicht hübsch...“

„Nicht hübsch?... Meiner Treu', mir hat sie immer gefallen.“

„Die Augen eines Vaters sind die blindesten, mein armer Hieronymus!“

„Sie glauben?... Ich bin übrigens fest überzeugt, daß ich mich nicht täusche, wenn ich sie jetzt für eine der Schönsten in der Umgegend halte.“

„Jetzt ist sie recht hübsch... Sie sieht Ihnen übrigens nicht ähnlich!“

„Sonderbar! es haben mir schon viele Leute das Gegentheil gesagt.“

„Aus Artigkeit, um Ihnen ein Vergnügen zu machen; ich bin aber immer aufrichtig. Ich bin der Ansicht, daß man es gegenüber von seinen Freunden stets sein muß.“

„Der liebe Better Brouillard!... ich dachte wahrhaftig nach so langer Zeit nicht an Ihren Besuch! A propos! Sie werden mir Nachricht über meine Brüder geben können, denn Sie kommen hoffentlich

mit denselben zusammen, da Sie in Paris wohnen?"

"Ja allerdings, ich sehe sie . . . zwar nicht oft, aber bisweilen doch. Berkehren Sie denn nicht mit ihnen? . . . Machen sie nicht manchmal einen Besuch bei Ihnen?"

Hieronymus seufzt ein wenig und seine Züge werden ernster, während er erwiedert: "Nein, meine Brüder haben mich ganz und gar vergessen, denn sie lassen nie Etwas von sich hören . . . und doch habe ich ihnen mehrmals geschrieben oder vielmehr durch meine Tochter schreiben lassen . . . meine Rosa schreibt nämlich prächtig . . . allein ich habe weder von Nikolaus noch von Eustachius Antwort erhalten!"

Der Better Brouillard macht ein langes Gesicht und sagt: "Ah! das kommt daher, weil Ihre Brüder nun große Herren sind . . . der Eine ist reich, der Andere ist ein Schriftsteller . . . und Sie sind Bauer geblieben . . . Die Herren meinen, es trenne sie jetzt ein ungeheurer Zwischenraum von Ihnen! . . ."

"Glauben Sie?" fragt Hieronymus naiv; "sind wir deshalb weniger Brüder? . . . Was liegt mir daran, ob sie reich oder hochgestellt sind? Ich verlange nichts als ihre Freundschaft . . . und ein freundliches Andenken . . . Ist, daß ich im Dorfe geblieben bin, weil ich mich nur zum Bäumeypflanzen und Gemüsebauen fähig fühlte, während sie Kenntnisse sammelten und sich in der Stadt niederließen, ein Grund für sie, mich nicht mehr zu lieben?"

Rosa-Maria, die einige Schritte davon entfernt

ist und den Schluß des Gespräches mit angehört hat, eilt auf ihren Vater zu und sagt: „Aber, gutes Väterchen, warum wollt Ihr Euch einbilden, Eure Brüder lieben Euch nicht mehr? Warum Euch mit einem Gedanken quälen, der Euch Kummer macht? Meine Onkel werden nicht kommen, weil sie wahrscheinlich keine Zeit haben. . . . Man sagt, daß man in Paris nie Zeit habe, sich um seine Verwandten zu kümmern. . . . Sie werden unsere Briefe nicht beantwortet haben, weil sie durch ihre Geschäfte abgehalten worden sind; und wer weiß, ob ihnen überhaupt unsere Briefe zugekommen sind. . . . ob die Adressen richtig geschrieben waren? . . . es geht in einer so großen Stadt so viel verloren. O, ich bin sicher, daß Euch Eure Brüder immer noch lieben, an Euch denken, sich sogar, wenn sie Personen aus dieser Gegend treffen, nach Euch erkundigen und eines Tages, wenn Ihr am wenigsten daran denkt, wie unser Herr Better heute hierherkommen.“

Hieronymus küßt seine Tochter, Heiterkeit strahlt wieder auf seinem Gesichte und er ruft aus: „Du hast Recht, Kleine; ja, es ist besser, wenn man das Gute glaubt, als das Schlimme, wenigstens macht es Einen glücklicher, und ich will lieber annehmen, meine Brüder haben mich noch gerne, als sie seien gleichgültig und hätten mich vergessen.“

Herr Brouillard, der seinen Mund, während Rosa sprach, spöttisch verzog, schien eben im Begriff irgend etwas Unangenehmes zu antworten, als sich die alte Manon unter der Thür des Speisezimmers

zeigte und herausrief: „He! die Suppe steht auf dem Tische!“

„Kommt zum Essen,“ sagt Hieronymus. „Hören Sie, Better, gehen Sie mit meiner Tochter voran zu Tische; ich komme gleich nach; ich will nur zu unserem Nachtsche eine alte Flasche holen, von denen, wo der Staub darauf liegt, wie man sagt!... Poß Kuckuk! ich erhalte nicht oft Besuche von meinen Anverwandten, dann ist es auch natürlich, daß ich sie auf's Beste bewirthen will.“

Herr Brouillard nimmt die Hand des jungen Mädchens, welche ihm diese anmuthig reicht, und begibt sich mit ihr in das Speisezimmer wo der Tisch gedeckt ist. Der Better betrachtet neugierig die Teller, das Tischzeug, die Messer und besonders die Löffel und Gabeln (die er an einander schlägt, um sich zu überzeugen, ob sie Silber seien); dann setzt er sich neben Rosa-Maria, welche ihm mit einem Anstande servirt, den ein Anderer mit Wohlgefallen an einem Landmädchen wahrgenommen hätte; aber Herr Brouillard beschäftigt sich bloß mit dem Gedanken: „Wo Teufels hat dieses Mädchen das gesellschaftliche Betragen gelernt? sie muß noch mit andern Leuten als ihrem Vater umgehen!“

Hieronymus kommt mit einer dick bestaubten Flasche in der Hand zurück; er stellt sie behutsam auf ein Möbel, während ihm Brouillard, listig lächelnd, mit den Blicken folgt. Der Landmann setzt sich zu Tische und beschäftigt sich hauptsächlich damit, seinem Gaste aufzuwarten, welcher für vier ist und trinkt, indes

doch sagt: „Ihre Fleischbrühe ist sehr schwach! . . . Sie kaufen wahrscheinlich geringes Fleisch?“

„Nein, Vetter, das beste, welches zu bekommen ist.“

„Ach, ich dachte, das Mastfleisch sei Ihnen zu theuer!“

„Trinken Sie doch, Vetter.“

„Ist das selbst gebauter Wein?“

„Nein, leichter Landwein aus der Umgegend.“

„Ach ja, neuer . . . der kräftigt Einen ordentlich den Hals hinunter.“

„Ei was, ich bin nicht so lecker . . . er ist gut, er erfrischt!“

„Ja, ich fürchte, er möchte gar zu sehr erfrischen.“

„Bleiben Sie hier über Nacht, Vetter? Es steht Ihnen ein recht ordentliches Bett zu Dienst!“

„Ich danke Ihnen, aber ich kann mich nicht aufhalten; ich gehe nach dem Mittagessen wieder nach Fontainebleau zurück. Dort logire ich bei einem Freunde, einem sehr wohlhabenden Manne; er erwartet mich heute Abend; ich habe ihm versprochen, wieder zurück zu kommen, und morgen Frühe gehe ich heim nach Paris.“

Ein Ausdruck des Vergnügens malt sich in den Zügen des jungen Mädchens, wie sie Herrn Brouillard sagen hört, er bleibe nicht da, und die alte Magd murmelt vor sich hin: „Ach, Gott sei Dank! wir werden seiner bald wieder los! Wenn wir ihn hätten hier über Nacht behalten müssen, hätte er sich jedenfalls über das Bett beklagt!“

„Essen Sie doch, Vetter,“ sagt der Landmann,

Brouillards Teller füllend, und Dieser läßt ihn machen, während er sich stellt, als ob er anderswohin blicke; „das ist ein Hahnen-Fricassée, welches Manon zubereitet hat. . . Ah, sie kann damit umgehen! Sehen Sie, diese Speise ist ihr Meisterstück!“

Herr Brouillard verschlingt Alles, was man ihm herausgeschöpft hat, ohne ein Wort zu sprechen; erst nachdem sein Teller abgeleert ist, entgegnet er: „Sie halten das für eine Hahnen-Fricassée?“

„Nun, der Tausend, was soll es denn sein?“

„Das ist so wenig eine Hahnen-Fricassée, als ich ein Kalb bin. Ach, wenn Sie bei mir auf meinem Landgut in Auteuil speisen, will ich Ihnen eine wirkliche Hahnen-Fricassée vorsezen . . . dann werden Sie den Unterschied finden.“

„Glaubt der Herr vielleicht, ich habe eine Kaze fricassirt,“ fragt Manon ärgerlich.

„Nein! O, ich leugne nicht, daß ein Huhn in dieser Sauce gekocht wurde. . . freilich ein etwas mageres . . . allein ich spreche von der Art wie es zubereitet ist. . . Das ist ein Ragout. . . ein Wildpret. . . eher eine Matelote mit Hahnen als eine Fricassée.“

„Dieser Mensch würde noch eine Eselin aus mir machen,“ brummte die alte Magd. Rosa-Maria trägt schnell die Brockelerbsen auf, damit die Fricassée vergessen werden solle, die übrigens gut war, und Hieronymus füllt Brouillards Glas mit den Worten: „Trinken Sie doch. . . das heißt man nicht trinken.“

„Ach, ich fürchte Ihren Kräßer, er könnte mir Beschwerden machen.“

„Das sind Erbsen aus meinem Garten, wie schmecken sie Ihnen?“

Die Erbsen waren vortrefflich, aber Herr Brouillard, der sich nicht entschließen konnte es zuzugeben, begnügt sich mit der Antwort: „Ich esse lieber Bohnen.“ Deshalb nimmt er aber doch zwei Mal Erbsen heraus.

„Ich glaube, es ist Zeit ein Wörtchen mit der feinen Flasche zu sprechen!“ ruft Hieronymus aus, indem er den selbst aus dem Keller herauf geholten Wein aufstellt. „Ha, beim Kuckuk! das ist ein köstliches Getränk... den muß ich mit Vorsicht aufmachen... Ich muß Ihnen die Geschichte dieses Weines erzählen, Vetter, ein Freund hat eine Viertels-Tonne Beaune vertheilt... dann...“

„Es liegt mir Nichts an der Geschichte, übrigens versteht Niemand den Wein besser als ich; ich habe einen ausgesuchten Keller... ich bin ein feiner Weinkoster.“

Während Hieronymus mit aller möglichen Vorsicht die Flasche aufpfropfte, stand Manon mit einem goldgelben prächtigen Kuchen, den sie wohlgefällig betrachtete, auf der Schwelle ihrer Küchenthüre und murmelte: „Ich wette, der Kuchen wird auch getadelt... Um, geschähe es nicht aus Gehorsam gegen die Mamsell, so würde ich ihn jetzt nicht auftragen, sondern bis heute Abend zurückstellen. Es lohnt sich schon Leuten aufzuwarten, die Alles schlecht finden... ich wette, daheim stopft sich der alte Lecker nicht so voll!“

Endlich hat Hieronymus die Flasche aufgemacht, er schenkt seinem Gaste ein, dann sich auch, trinkt und blickt Herrn Brouillard an, der, nachdem er sein Glas geleert hat, dasselbe ohne ein Wort zu sagen, wieder auf den Tisch stellt und aufmerksam den Kuchen betrachtet, den Manon sich doch bewogen gefunden hat, aufzutragen.

Diese Gleichgültigkeit gegen einen Wein, über welchen er von seinem Gaste Complimente erwartet hatte, ärgert den Landmann und er ruft aus: „Ei, aber... Sie sagen Nichts?... Finden Sie ihn nicht gut?“

„Wen denn?“ fragte Herr Brouillard, den Kopf erhebend.

„Wie, wen?... den Wein, den Sie getrunken haben... meinen alten Beaune, der schon seit mehr als zwölf Jahren in Flaschen gefüllt ist...“

„Ah, Ihren Wein... den habe ich noch nicht recht versucht... schenken Sie noch ein Mal ein!“

Hieronymus füllt eiligst das Glas seines Betters wieder, Dieser schnüffelt daran, trinkt, schüttelt ein wenig mit dem Kopfe und sagt: „Das ist kein Beaune...“

„Wie, was sagen Sie?“

„Ich sage, das sei kein Beaune...“

„Sonderbar! Jedermann, der davon getrunken, hat mich versichert, es sei echter, sogar unser Maire, welcher ein vorzüglicher Weinkenner ist.“

„Ihr Maire versteht Nichts!“

„Was soll es denn sein?“

„Macon... es gibt sehr viele Sorten Macon... was aber den Beaune anbetrifft, mein lieber Hieronymus, so müssen Sie welchen bei mir trinken; ach, ich habe famosen!“

„Bei Ihnen! bei Ihnen! ich war aber nie dort; Sie haben mich nie eingeladen.“

„Sie haben es wahrscheinlich vergessen. Ach, ich sage nicht, Sie sollen zu mir nach Paris kommen, dort habe ich nur ein kleines Absteigequartier; aber in meinem Landhause in Auteuil will ich Ihnen eine gute Kost vorsehen. Ich habe eine junge Köchin... eine Heldin in ihrer Kunst... Ei, was ist das für ein Kuchen? Schneiden wir den nicht an?“

„Mein Gott, Better,“ entgegnet Rosa, mit einem spöttischen Lächeln, „ich fürchte, er möchte Ihnen nicht schmecken, wie das ganze bisherige Essen, und es thäte mir leid, wenn Sie wieder etwas Schlechtes bekämen.“

„Versuchen wir ihn immerhin,“ versetzt Herr Brouillard, seinen Teller hinbietend. Dann nimmt die Jungfrau ein außerordentlich kleines Stückchen Kuchen für ihren Better heraus, indes Hieronymus über die ungünstige Aufnahme, die sein Wein gefunden, geärgert, sich sein Glas wieder füllt, ohne seinem Gaste nochmals einzuschenken, und die Flasche dann neben sich, von Brouillard entfernt, niederstellt. Der Herr mit der Fuchsschnauze bemerkt dieses und entschließt sich, indem er seine Portion Kuchen schnell verzehrt hat, Hieronymus sein Glas zu reichen.

„Schenken Sie doch ein, Better Gogo,“ sagt er,

„obgleich es kein Beaune ist, läßt sich dieser Wei doch trinken.“

„Ah, das ist etwas Anderes, Better! Ich glaubte, Sie wollen keinen mehr davon.“

Zum Nachtsche servirte Manon die schönsten Früchte des Gartens; hierauf füllt Hieronymus Herrn Brouillards Glas abermals und ruft aus: „Poh Sapperment! Lassen Sie uns ein wenig von meinen Brüdern sprechen. Wenn ich sie auch nicht sehe, freut es mich doch, zum Mindesten etwas von ihnen zu hören und zu vernehmen, daß sie glücklich sind. Wir sind schon so lange von einander entfernt... bald vierundzwanzig Jahre nun. Nach dem Tode meines Vaters wurde die Hinterlassenschaft getheilt, das heißt Nicolaus besorgte Alles... er war der Älteste... das war in Ordnung. Er gab Jedem seinen Theil; ich verließ mich vollkommen auf ihn. Unsere Schwester war schon verheirathet und wohnte in Paris.“

„Ach ja, die Schwester Therese! Ihr Mann war nicht glücklich in seinen Geschäften.“

„Er starb und hinterließ meiner Schwester einen Sohn; meine arme Therese starb vor etwa zwölf Jahren auch; aber ich muß meinen Brüdern Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie nahmen sich ihres Neffen an... und Friedrich Keyval muß jetzt ein hübscher Junge sein.“

„Er besucht Euch also auch nicht?“

„Nein, aber ich entschuldige ihn: der Junge kennt mich nicht, er hat mich nie gesehen; man wird auch nicht oft von seinem Oheim Hieronymus mit ihm

gesprochen haben! Als jedoch meine Schwester gestorben war, ohne ihrem Sohne Vermögen zu hinterlassen, konnte man mir schreiben. Nicolaus schickte mir einen Mann mit einem Brief, worin er mir mittheilte, daß unser Neffe ihnen anheimfalle, es sei aber nicht in Ordnung, daß sie Alles thäten und ich Nichts . . . kurz, er schloß mit den Worten, ich möchte dem Ueberbringer eine Summe von sechs- bis achthundert Franken zustellen. Der Teufel, es genirte mich ein bißchen; aber einerlei, ich übergab ihm siebenhundertundfünfzig Franken."

"Ah, Sie haben zu der Erziehung Ihres Neffen Geld hergegeben? Schau', schau'! davon haben mir Ihre Brüder nie Etwas gesagt."

"Sie werden gedacht haben, das verstehe sich von selbst."

"Ich glaube aber nicht, daß sie dieser junge Mann viel gekostet hat. Ihr Bruder Nicolaus, welcher damals schon ein großes Geschäft hatte, nahm ihn ganz jung in seine Bureaux, wo er ihn verwendete; erst seit etwa zwei Jahren ist der junge Mann aus dem Hause seines Onkels ausgetreten, um ein Wechsel- und Mäkel-Geschäft auf eigene Rechnung zu gründen. Ich weiß nicht, ob er viel Geld verdient, aber ich weiß, daß er seine Thaler leicht rollen läßt. O, er ist ein Stutzer, ein Löwe, wie man sie jetzt heißt, und überdies ein Lebemann, ein Schwelger! Er ist unaufhörlich bei Lustparthien, Spielparthien und Mahlzeiten! . . . ich kann mir nicht denken, zu welcher Zeit er seine Geschäfte besorgt."

„Bah, wirklich? Wie, der junge Mann ruinirt sich?“

„Ich sage nicht, er ruinire sich, ich sage nur, er belustige sich in Einem fort; er ist auch sehr beliebt in den Gesellschaften, besonders bei den Damen!... Man findet ihn sehr liebenswürdig, weil er ein Prahlhans, das heißt ein spöttischer Mensch ist... ich bin nicht der Ansicht, daß man dadurch Geist beweist.“

„Ei, aber ich habe noch einen Neffen. Nicolaus hat sich in Paris verheirathet, ich habe seine Frau ein einziges Mal gesehen, als ich ihn ganz im Anfang seines Ehestandes besuchte; es sind jetzt mehr als zwanzig Jahre her; ich habe sie zwar nicht sehr liebenswürdig gefunden... wie ganz anders war meine gute Suzette, die ich so früh verloren habe! Ich habe Bruder und Schwägerin eingeladen, uns zu besuchen, sie sind aber nicht gekommen.“

„Ach ja, und ich meine, sie haben Euch sogar nicht zu ihrer Hochzeit geladen.“

„Nein, Eustachius auch nicht!“

„Ach, Eustachius! der ist erst seit ungefähr sieben Jahren verheirathet. Er hat eine hübsche Frau... das heißt es gibt schönere!... aber eine sehr eitle Frau, eine Blondine, die etwas fade und viel jünger ist als er, sie muß verteuft viel Geld zu ihrer Toilette verschwenden!“

„Und Nikolaus' Sohn... ist das ein braver Junge?“

„Der Sohn des ältern Gogo? Ach... Julian heißt er... der ist sehr von Friedrich verschieden, er rennt dem Vergnügen nicht nach, sondern ist gesittet und

geordnet, wenigstens sagt man so; man darf sich übrigens nicht auf den Schein verlassen, denn Sie kennen das Sprüchwort: Stille Wasser sind tief! Julian ist aber nicht schön, sogar häßlich, er hat eine platte Nase, einen eingekniffenen Mund, kurz, er ist der ähnliche Nikolaus, und Dieser ist häßlich, sein Reichthum hat ihn nicht verschönert . . . Schenken Sie doch ein, Better Hieronymus."

Der Landmann füllt Brouillards Glas; Dieser trinkt ordentlich von dem Wein, den er seines Lobes nicht für würdig erachtet hat, und ist die schönsten Früchte, die auf dem Tische stehen, ruft aber dabei immer aus: „Ich habe Pflaumen und Kirschen! . . . ach, das ist etwas Anderes! Aber wie steht es mit den Feldern, mit dem Landbau, Hieronymus? Erwerben Sie sich Etwas?"

„O, ich habe nicht viele Abwechslung in meinen Geschäften, Better, ich treibe keinen Handel; übrigens beklage ich mich nicht; durch tägliche fleißige Arbeit ist es mir gelungen, ein kleines Vermögen zu erwerben, welches das Heirathsgut meiner Rosa gibt."

„Ah, Sie haben eine Summe erworben . . . ist sie beträchtlich? . . . kann man sie schon eine Mitgift nennen?"

„Nicht so groß, als ich gewünscht hätte; doch kann man sich damit einrichten."

„Und Sie haben das Geld auf Interessen geliehen . . . zu zehn, zwölf, fünfzehn Procent? . . ."

Hieronymus lächelt und versetzt: „Wenn ich nur zufrieden bin, Better, und das Geld in guten Hän-

den ruht, um das Weitere braucht sich, glaube ich, Niemand zu bekümmern."

Herr Brouillard zieht die Lippen bis zur Nasenspitze hinauf, indem er murmelt: „Ganz gewiß, ich sagte das nur in Ihrem Interesse, weil ich Leute kenne, welche Geld zu sehr hohen Zinsen aufnehmen.“

„Meiner Treu'!“ ruft Hieronymus aus, nachdem er mit seinem Better angestoßen hat, „es freut mich recht, zu vernehmen, daß meine Brüder in Paris ihr Glück gemacht haben. Nicolaus ist also sehr reich?“

Herr Brouillard schneidet verschiedene Grimassen und sucht sich ein gutmüthiges Aussehen zu geben, während er entgegnet: „O, ich weiß es so genau nicht . . . denn ich gehöre nicht zu den Leuten, die sich um die Angelegenheiten Anderer bekümmern . . . ich bin durchaus nicht neugierig . . . Was liegt mir daran, ob die Einen viel haben, die Andern, um zu glänzen, Schulden machen, und die Dritten, wenn Alles verthan ist, die Zunge herausstrecken? Mir ist es gleichgültig; ich verlange von Niemanden Etwas, ich habe was ich brauche, lebe sorgenlos, kann einem Freunde, der mich besucht, ein Mittagessen und eine Flasche echten Beaune aufwarten, und nun, was will man weiter?“

Es wäre Hieronymus lieb gewesen, wenn Herr Brouillard nicht immer auf sich selbst zu sprechen gekommen wäre, wenn man von Andern redete, und er rief aus: „Ei, mein Gott! ich bin auch nicht neugierig, aber wenn es sich um seine Familie, seine Brüder handelt, so scheint es mir sehr natürlich, daß

man die Lage derselben kennen zu lernen wünscht; das heißt keine Neugierde."

"Ich tadelte Sie nicht, mein lieber Gogo; o, ich bin weit entfernt, Sie zu tadeln. Uebrigens kann ich Ihnen die Lage Ihres Bruders Nicolaus ungefähr schildern: Er hat Börsespeculationen und Wechselgeschäfte mit dem Gelde gemacht, das ihm seine Frau als Heirathsgut mitbrachte. O, es war eben kein Peru!... bloß zwölftausend Franken, wovon er jedoch nur achttausend in baarem Gelde empfing, als Uebrige wurde ihm in wollenen Strümpfen, Flanelljacken, Tricotunterhosen und andern Strumpffrickeerwaaren (seine Frau war die Tochter eines Strumpffrickeers) übergeben, die er indeß sehr gut anbrachte. Ich weiß sogar Jemand, welches ihm sechs- zehn Franken für eine Flanelljacke gab, die keine zehn werth war... Nicolaus schenkt Nichts her, er ist im Gegentheil sehr jüdisch in seinen Geschäften... wenigstens steht er in diesem Rufe."

"Schau'! Better, wie wissen Siedas, da Sie sich doch Nichts um anderer Leute Angelegenheiten bekümmern?"

"Vom Hörensagen; ich kann es nicht verhindern, daß man mir die Ohren voll schwätzt. Gogo sen. war glücklich mit seinen Speculationen, nun fing er andere Geschäfte an; er discontirte, lieh Geld zu sehr hohen Procenten aus. Ich glaube selbst, daß er sich Versätze geben ließ und auf Effekten, Juwelen, kurz, auf Pfänder lieh... ich kann es zwar nicht bestätigen, aber man hat es gesagt. Die Welt ist

übrigens so schlimm!... kurz, er hat viel Geld verdient und jetzt muß er ungefähr zwanzigtausend Franken Renten haben, vielleicht hat er auch mehr, vielleicht weniger, ich weiß es nicht und brauche mich auch nicht darnach zu erkundigen! Was liegt mir daran? Ich will Nichts von ihm!"

"Zwanzigtausend Franken Renten!" schreit Hieronymus; "das ist ein großes Vermögen!"

"Ein Vermögen! . . . das kommt darauf an . . . je nachdem man Geld ausgibt. Aber Nicolaus bildet sich wunder was ein; er geberdet sich, daß es zum Todtlachen ist . . . Ach, so sind die Emporkömmlinge immer; sie glauben ihren Ursprung unter einem unverschämten Wesen zu verbergen! Ha, ha! das ist zu lustig! Allein man muß den Leuten ihre einfältigen Eigenschaften lassen; es hat Jedermann seine Eigenthümlichkeit."

"Und Eustachius ist also auch reich geworden?"

"Ach, Eustachius, das ist etwas Anderes, der ist ein genialer Mann geworden! Wer hätte das vermuthet, hm? und doch ist es so, mein armer Hieronymus, Sie wußten nicht, daß Sie einen Adler in Ihrer Familie hatten!"

"Einen Adler?" wiederholt Hieronymus, große Augen machend . . . "Ah bah! wie, es ist ein Vogel unter unserer Familie?"

"Ich will sagen, eine Person, welche nach der Unsterblichkeit trachtet; damit ist jedoch noch nicht gesagt, daß ihr diese zu Theil werden wird. Kurz, Ihr

Bruder Eustachius ist Dichter oder Schriftsteller geworden, wenn es Ihnen lieber ist."

"Dichter... ach, ja... Schriftsteller, das habe ich schon gehört... Was ist denn das für ein Gewerbe?"

"Das ist kein Gewerbe, das ist... ich weiß nicht, wie ich es Ihnen erklären soll..."

"Ist das nicht ein Mann, welcher Theaterstücke schreibt?" fragte Rosa-Maria mit gesenkten Blicken.

"Getroffen, Bäschen, das ist es. Der Teufel! Ihnen ist ja Nichts unbekannt, wie ich merke! Better Gogo, Sie haben Ihrer Tochter also eine sorgfältige Erziehung geben lassen, da sie weiß was Theaterstücke sind?"

"Poß Kuckuk! haben Sie noch nicht gemerkt, daß meine Rosa gut spricht, Manieren und Façon, kurz, nicht das Wesen einer Bäuerin hat?"

"Ich hätte es nicht beachtet; Sie wollen also auch eine Dame aus Ihrer Tochter machen? Sie haben große Plane mit ihr vor? Ach, ach, Hieronymus, ich sehe die Eitelkeit kitzelt Sie auch wie die Andern."

"Eitelkeit? Ehrgeiz? O, meiner Treu', nein! aber ich habe gedacht, es könne meinem Kinde Nichts schaden, wenn es besser unterrichtet sei als sein Vater, es könne vielleicht einmal dazu beitragen, daß das Mädchen eine vortheilhaftere Parthie mache."

"Um! mein lieber Freund, so bereitet man sich Kummer und Demüthigungen! Wenn unsere Kinder mehr wissen als wir und in der Welt eine etwas angesehenere Stellung einnehmen, so haben sie uns bald vergessen, ärgern sich, wenn sie uns sehen, und schämen sich, wenn man von uns spricht."

Rosa-Maria steht lebhaft von ihrem Sitze auf, eilt auf ihren Vater zu, umschlingt ihn mit ihren Armen und ruft mit einer von der sie durchdringenden Empfindung ergriffenen Stimme aus: „Was sagen Sie da, mein Herr? ich sollte mich je meines Vaters schämen, ihn vergessen, aufhören ihn zu lieben, weil er so gütig war mir Unterricht geben zu lassen? ... O, das ist abscheulich! ... das wäre schändlich ... Kann es Kinder geben, welche aufhören ihren Vater zu lieben, zu schätzen, sich seiner mit Freuden und Dankbarkeit zu erinnern? ... O nein, das ist nicht möglich; nicht wahr, guter Vater, Du glaubst nicht, daß ich undankbar sein ... und, selbst wenn mir der Himmel ein großes Vermögen schicken würde, aufhören werde Dich zu lieben?“

„Nein, nein, mein Kind! ... O, ich bin fest vom Gegentheil überzeugt!“ erwiedert der Landmann, den die Zärtlichkeit seiner Tochter so sehr gerührt hat, daß ihm Thränen in den Augen stehen. „Ich kenne Dich, Rosa, ich kann mich auf Dein Herz verlassen; der Better hat das nicht in Beziehung auf Dich gesagt.“

Herr Brouillard, welcher ein solches Benehmen des jungen Mädchens nicht erwartet hatte, stammelt, mit seinem Messer spielend: „Nein, gewiß nicht ... ich bemerkte dieses ohne Beziehung ... außerdem gibt es keine Regel ohne Ausnahme. Schenken Sie noch ein Mal von Ihrem Alten ein, Better; er ist ziemlich trinkbar ... es könnte am Ende doch Beaune dritter Qualität sein.“

Rosa-Maria setzt sich, nachdem sie ihren Vater noch ein Mal geküßt hat, zum Nähen an ein Fenster, die beiden Männer bleiben bei Tische und Hieronymus bringt das Gespräch wieder auf seinen Bruder Eustachius.

„Sie sagen also, Vetter, daß mein jüngster Bruder ein Mann ist, der Bücher, Werke und Sachen schreibt, die gedruckt werden?“

„Ja, so ist es; er hat einige Stücke geschrieben, die Beifall fanden, was eben kein Beweis ist, daß sie gut waren; er hat auch einige geschrieben, die durchgefallen sind. Bisweilen liefert er Artikel in Journale, schreibt Novellen und kleine Romane für die Feuilletons... das nennt man heutzutage Literatur; ehemals mußte ein Schriftsteller andere Producte aufweisen. Andere Zeiten, andere Sitten.“

„Und verdient man viel Geld mit diesem Geisteshandel?“

„Wenn man wirklich Geist verkaufte, so würde man sicher viel verdienen, da es aber immer eine gemischte Waare ist, muß sie bisweilen billiger gelassen werden. Uebrigens hält sich Eustachius für einen Voltaire, einen Molière... ha, ha! es ist zum Todtlachen!... macht er Glück, so bläht er sich auf, brüstet sich, daß er kaum über die Boulevards hingehen kann... es ist nicht Platz genug für ihn da!“

„Der arme Eustachius ist also so dick geworden?“

„Keineswegs, damit will ich nur sagen, daß die Eitelkeit den Poeten aufbläht; wenn es ihm nur nicht geht, wie dem Frosch in der Fabel!“

„Ist mein Bruder, der Schriftsteller, glücklich in seinem Ehestand?“

„Ja, hm! hm!... Sie wissen, daß es am klügsten ist, über solche Dinge nicht zu sprechen... dem äußern Anschein nach ist Alles in gehöriger Ordnung, aber das innere Hauswesen sollte man sehen... Ihr Bruder Eustachius ist schon ein starker Bierziger... seine Frau ist noch nicht dreißig Jahre alt... hm! das ist gefährlich!... Man sagt, sie sei gefallsüchtig... aber ich sage Nichts, ich kann das Klatschen nicht leiden, selbst wenn ich tadelnswürdige Sachen gesehen hätte, würde ich schweigen und sie für mich behalten. Aber, beim Tausend, mein lieber Hieronymus, warum besuchen Sie Ihre Brüder nicht in Paris und überraschen Sie eines schönen Morgens, da Sie so viel Freundschaft für dieselben empfinden?“

„Ach, ich hatte mehr als ein Mal Lust dazu,“ entgegnet der Aftersmann kopfschüttelnd; „aber ich habe es nicht gewagt, denn ich dachte: da mir meine Brüder nie Nachricht von sich geben, mir nicht einmal meine Briefe beantwortet haben, wollen sie mich wahrscheinlich nicht mehr sehen, Nichts mehr von mir wissen, und wenn ich sie aufsuchte, würde ich ihnen vielleicht zuwider sein, statt ihnen Freude machen: deshalb bin ich nicht zu ihnen nach Paris gegangen.“

Herr Brouillard leert sein Glas, sucht seinen Zügen einen ganz milden Ausdruck zu geben und sagt dann mit einem Flötenstimmchen: „O, das müssen Sie nicht voraussetzen; ich bin jetzt auch der Ansicht Ihrer Tochter, ohne Zweifel haben Geschäfte Ihre

Brüder abgehalten, Ihnen zu antworten; in Paris hat man immer so viel zu thun . . . Sie müssen es ihnen nicht übelnehmen."

"Ich nehme es ihnen auch nicht übel; aber kaum vorhin haben Sie selbst zu mir gesagt, das Glück habe sie stolz gemacht."

"Hm! stolz ist nicht der rechte Ausdruck! . . . Im Grunde des Herzens sind Ihre Brüder gut . . . ich bin überzeugt, daß Ihre Anwesenheit sie entzücken und eine erstaunliche Wirkung hervorbringen wird."

"Wirklich? O, gut, meiner Treu' ich will sie dieser Tage besuchen und überraschen."

"Soll ich Ihnen sagen, wo sie wohnen?"

"Ach ja, denn ich weiß nicht, wo sie gegenwärtig sind, und wenn man das in Paris nicht genau weiß, so findet man Niemand."

"Ihr älterer Bruder Nicolaus logirt in der St. Lazarusstraße Nr. 62."

"Schreibe es auf, Köschchen, damit wir die Adressen Deiner Onkel genau wissen."

Das junge Mädchen schreibt, was der Better gesagt hat, auf. Brouillard streichelt sich das Kinn und fährt fort: "Haben Sie es aufgeschrieben: Nicolaus Gogo, St. Lazarusstraße Nr. 62?"

"Ja, Better."

"Gut. Was Eustachius betrifft, so wohnt dieser in einem andern Quartiere, in der Vendômestraße Nr. 14. Haben Sie es?"

"Ja, mein Better."

"Jetzt, glaubet mir, besuchet sie, ladet euch ohne

alle Umstände, wie ich heute, als ich hierher kam, bei ihnen zum Essen ein, und ich stehe euch dafür, sie werden euch vorzüglich aufnehmen."

"Das wollen wir thun, Better, und da wir einmal unterwegs sind, wollen wir unsern Ausflug sogar bis Auteuil ausdehnen und einen Tag bei Ihnen zubringen; nur müssen Sie uns auch die Adresse angeben."

Herr Brouillard macht ein sonderbares Gesicht und antwortet, während er aufsteht, um Stock und Hut zu nehmen: „Ach ja, ach ja... gewiß, das wird mich... Ei, aber ich habe doch einen Stock gehabt..."

„Sie haben ihn in der Hand, Better.“

„O, es ist beim Kuckuk wahr!... und ich suche immer. Ich bin zu gewissen Zeiten sehr zerstreut.“

„Und Ihre Adresse in Auteuil?“

„Jedermann kann Ihnen sagen, wo ich wohne, ich bin sehr bekannt. Sie fragen in dem ersten besten Hause nach Herrn Brouillard, dann wird man Ihnen sagen: ‚dort ist sein Haus.‘ Aber entschuldigen Sie, ich muß mich verabschieden, ich will noch vor Einbruch der Nacht noch Fontainebleau kommen.“

„Poß Kuckuk, Better, Sie haben Zeit genug: es ist noch nicht einmal sechs Uhr.“

„Einerlei, ich gehe ganz langsam, ich bleibe oft stehen, um die schöne Aussicht zu betrachten.“

„Falls Ihnen der Weg nicht gut bekannt ist, will ich Sie in die Stadt begleiten.“

„Sie brauchen sich nicht zu bemühen, mein guter Hieronymus, es ist überflüssig; ich kenne den Weg

ganz genau, er ist überdies sehr leicht zu finden. Adieu denn, mein lieber Freund; ich bin entzückt, Sie bei so herrlicher Gesundheit und in so angenehmer Lage gefunden zu haben! Leben Sie wohl, mein liebenswürdiges Bäschen... erlauben Sie mir..."

Damit nähert sich Herr Brouillard der schönen Jungfrau, um sie zu küssen. Dieselbe fühlt sich durch diese Artigkeit nicht geschmeichelt, aber sie wagt es nicht, sich zu sträuben, und des Betters Schnauze berührt den Sammet ihrer frischen rosigen Wange. Der Fuchs — wahrscheinlich durch das eben Genossene gereizt — schickt sich an, einen zweiten Kuß auf die andere Wange zu drücken; allein das junge Mädchen dreht sich mit einem Kreise nach der Thüre um und ruft aus: „Beeilen Sie sich, Better, es sieht aus, wie wenn sich das Wetter ändern wollte und wir ein Gewitter bekämen!“

„Wirklich? Dann gehe ich schnell!“

„Adieu, Better, wir besuchen Sie bald in Auteuil.“

„Ja, meine Freunde... und ich habe keinen Regenschirm bei mir... lebt wohl, bleibt gesund; besucht die Gogo in Paris, besucht sie, es wird sie sicher freuen.“

Herr Brouillard hat das Haus verlassen und ist bald den Blicken entschwunden; Hieronymus kehrt wieder mit Rosa in die Stube zurück und sagt zu ihr: „Wo Teufels, mein Kind, hast Du gesehen, daß sich das Wetter ändern wird und uns ein Gewitter bevorsteht?... es gab nie einen schöneren Abend!“

Das junge Mädchen kann sich des Lachens nicht

enthalten, während sie erwiedert: „Seht, Vater, ich fürchtete mich bloß, noch einen Kuß von unserm Vetter Brouillard zu bekommen, und ich muß Euch gestehen, das war mir zuwider, denn ich kann diesen Mann gar nicht leiden.“

„O, mir geht es wie der Mamsell!“ schreit die alte Magd, welche, sobald der Pariser Herr fort ist, wieder ihre gewöhnliche gute Laune hat. „Wisset auch, Herr, daß er bei Euch Nichts schön, Nichts gut und Nichts recht gefunden hat; Eure Früchte, Eure Blumen, Euern Garten, Euer Mittagessen, sogar Euern alten Wein... Alles hat er getadelt.“

„Das ist wahr,“ sagt Hieronymus lächelnd; „aber ich habe mit Vergnügen gesehen, daß ihn dieses weder am Essen noch am Trinken gehindert hat!“

„Poß Kuckuk! meint Ihr, ich glaube an seine Prahlereien? Er hat daheim Alles schöner und besser, wenn man ihn hört. Man weiß aber, was man davon zu halten hat. Die Leute, welche bei Andern so wunderbarlich und anspruchsvoll sind, begnügen sich mit altgebackenem Brode und ungeschmälzten Bohnen daheim; sie sagen immer: ‚Ach, wenn Sie zu mir kommen, werden Sie sehen, wie ich Ihnen auf-tischen und was ich Ihnen für gute Sachen vorsehen werde;‘ aber entweder wissen sie es so einzurichten, daß sie nie zu Hause sind, wenn man sie besucht, oder bewirthen sie, wenn sie je zufällig gezwungen sind, Einen auf-zunehmen, ihre Gäste so schlecht, daß man sich heilig vornimmt, nie wieder zu ihnen zu gehen. Ja, Herr, ich habe es hundert Mal sagen hören: ‚Leute, die bei

Andern so anmaßend thun und denen Nichts gut genug ist, sind daheim Geizhälse und Hungerleider.“

Hieronymus kann sich bei Manons Zorn über die Aeußerungen seines Betters des Lachens nicht erwehren und Rosa-Maria versetzt: „Ich wollte dem Herrn seine mißfälligen Aeußerungen über unsern Garten und unser Mittagessen noch gerne hingehen lassen, aber ich grolle ihm über das, was er gesagt hat, wie er erfuhr, daß mir mein Vater hat eine bessere Erziehung geben lassen, als solches gewöhnlich auf dem Lande der Fall ist. Um bei Andern Undankbarkeit und ein schlechtes Herz vorauszusetzen, muß man, meiner Ansicht nach, selbst bössartig sein.“

„Nun, ich sehe deutlich, daß der Betteer Brouillard Eure Eroberung nicht gemacht hat. Ich gestehe, ich finde ihn auch ein bißchen spöttisch und verdammt schwer zu befriedigen... gerade, aufrichtige Leute sind mir weit lieber. Aber abgesehen davon, gehört er zur Familie und wir sind ihm jedenfalls Dank schuldig, daß er uns besucht und uns nicht ganz vergessen hat.“

„Ja,“ sagt Manon, indem sie in die Küche hinausgeht, „aber ich bin fest überzeugt, daß er nur gekommen ist, um Widerwärtigkeiten zu sagen und zu machen.“



